Sammlung
der
sämtlichen Schriften,
von Hrn.
C. F. Gellert.

Vierter Theil
enthaltend
Geistliche Oden und Lieder.
Von den Trostgründen wider ein sieches Leben.

Sammlung

der

sämmtlichen

Schriften,

von Herrn.

C. F. Gellert.

Vierter Theil.

WIEN,

Gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1765.

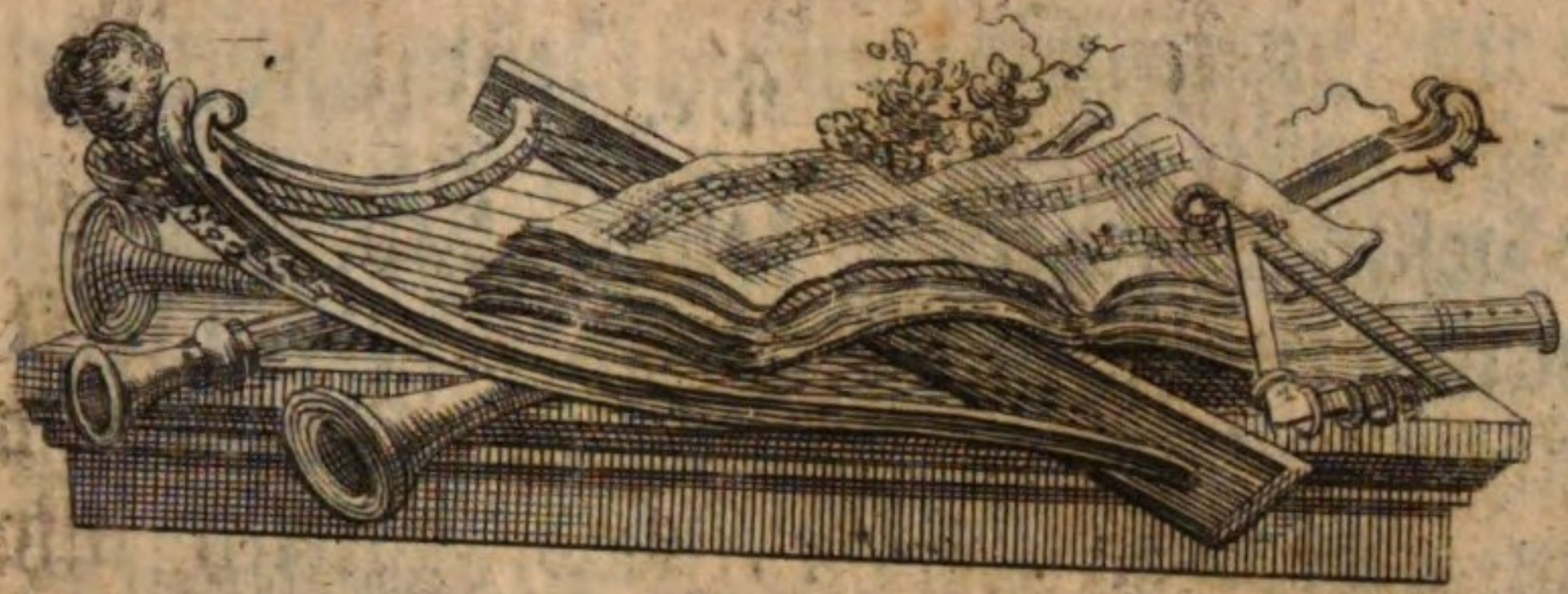
Geistliche Oden und Lieder

von

C. F. Gellert.

MDCCLXV.

Staatl. Bibliothek
Passau



Vorrede.

Wenn die Sprache der Poesie vorzüglich geschickt ist, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen, und dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern; wenn sie geschickt ist, das Herz in Bewegung zu setzen, und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens und des Schmerzens zu erwecken, oder zu unterhalten: so ist es unstreitig eine grosse Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da überdieses der Gesang eine grosse Gewalt über unsere Herzen hat, und von gewissen Empfindungen ein eben so natürlicher Ausdruck ist, als es die Minen und Geberden des Gesichts sind: so sollte man der Religion besonders diejenige Art der Poesie heiligen,

die gesungen werden kann. Ich habe in den nachstehenden Oden und Liedern diese Pflicht zu erfüllen gesucht. Habe ich sie mit dem gehörigen Fleisse, und zugleich mit Glücke, ausgeübt; sind diese Gesänge, oder doch nur einige derselben, geschickt, die Erbauung der Leser zu befördern, den Geschmack an der Religion zu vermehren, und Herzen in fromme Empfindungen zu setzen: so soll mich der glückliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des größten Heldendichters, des beredtesten Weltweisen aller Nationen, erstiegt hätte. Scaliger sagt von einer gewissen Ode des Horaz, daß er lieber der Verfasser derselben, als König in Arragonien seyn möchte. Ich weis alte Kirchen-Gesänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertiget haben möchte, als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die Meisterstücke des menschlichen Wizes verachte; aber wenn es selbst die heidnischen Dichter für eine Pflicht, oder für eine Ehre gehalten, die Poesie ihrer verderbten Religion zu widmen: sollten sichs Christliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Viel-

Vielleicht trägt die Geringschätzung, mit der die Welt auf ein geistliches Lied herabsieht, nicht wenig zur Verabsäumung dieser Pflicht bey. Aber sollen wir nur alsdenn arbeiten, wenn der Ruhm und Beyfall der Welt sich zu unserer Belohnung darbeut? Ist die Erfüllung seiner Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menchen schwiegen? Ist der Beyfall seines Gewissens nicht Ehre genug, wenn uns auch die ganze Welt für einen fanatischen Geist ansähe? Sollte die grosse Absicht, Weisheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten, und die Ehre des Stifters unserer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm seyn, danach demselben auch die Geister des Himmels, die so weit über uns erhaben sind, ringen? Ist der Vorwurf eines kleinen und einfältigen Geistes, eines Abergläubischen oder Milzsüchtigen, den uns die Spötter machen können, ist er, aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, nicht der erhabenste Lobspruch für uns? Wer nicht groß genug ist, sich über diese falsche Schande hinweg zusetzen, der ist des Glükes werth, nur den Beyfall der Thoren und Leichtsinnigen zu haben.

Vorrede.

Zu der Verachtung der geistlichen Gesänge überhaupt tragen unstreitig die vielen schlechten Lieder dieser Gattung nicht wenig bey. Viele wackere und fromme Männer haben es gewagt, geistliche Lieder zu dichten, und ihren Eifer für die Geschicklichkeit zur Poesie angesehen. Aber wie die Frömmigkeit demjenigen, dem es an Kenntnissen der Staatskunst fehlet, nicht die Geschicklichkeit ertheilen wird, in öffentlichen Geschäften glücklich zu arbeiten: so wird auch ein frommer Mann, bloß darum, weil er fromm ist, noch nicht mit Glücke in der Poesie arbeiten, wenn er mit ihren Regeln nicht bekannt und mit keinem poetischen Genie begabt ist. Man kann ein sehr gutes Herz, auch Verstand und Wissenschaft, und doch einen üblen Geschmack besitzen. Man kann sich unnatürlich, unrichtig, abentheuerlich ausdrücken, wenn man von den heiligen Wahrheiten in der Sprache der Poesie reden will; und man kann es doch sehr gut meynen. Man kann, wann man die Fesseln der Dichtkunst zu tragen, und die Menge ihrer Schwierigkeiten zu überwinden, nicht gewohnt ist, gezwungene, elende und frostige Lieder zur Andacht verfertigen, und doch ausserdem

ein-

ein guter, ja gar ein grosser Redner seyn. Um desto mehr sollten diejenigen, die von der Natur die Gaabe der Poesie empfangen haben, dieses Geschenke der Religion heiligen, da es nicht bloß auf unser gutes Herz, nicht bloß auf den Verstand und die Gelehrsamkeit, ja selbst nicht auf die Beredsamkeit allein ankömmt, wenn wir Gesänge der Religion verfertigen wollen.

Noch eine Ursache, warum wir vielleicht in unsern Tagen mehr für die geistliche Poesie arbeiten sollten, ist diese, daß sich der Geschmack der Dichtkunst und Beredsamkeit in unserm Jahrhunderte sehr geändert hat. Vieles ist in der Sprache unserer Väter, in ihrer Art zu denken, erlaubt, gebräuchlich und unanstößig gewesen, daß es in unsern Tagen nicht mehr ist. Alle lebende Sprachen haben das Schicksal, daß sie sich ändern, wenn gleich nicht stets verbessern; daß Wörter veralten und ihren Werth verlieren, neue aufkommen und einen Werth erhalten, wenn er auch nur willkührlich seyn sollte. Endlich, wenn die Sitten feiner werden, so bekommen wir an einer nachläßigen, ungewählten und platten Schreibart einen Eckel. Dieser Eckel erstreckt sich auch auf die Schreibart in den

Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Uebungen der Andacht geringe zu schätzen, oder zu verachten, weil die Mittel, sie zu erwecken oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geschmacke nicht mehr gemäß sind. Ich will diesen Eckel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger ist, ihm vorzuwehren. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum druckt man so viel neue mit Rechte? Der Geschmack in der Beredsamkeit hat sich geändert und gebessert; und viele können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den sorglosen Ausdruck unserer Väter nicht mehr dulden. Aus eben diesem Grunde wird man auch in der geistlichen Poesie, wenigstens wegen des gesittetern Theils unserer Nation, neue Versuche wagen müssen; ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben so verständlich und geistreich seyn werden, als sie vor hundert oder zweyhundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um nur neuere dafür unterzuschieben, der ist gegen unsere Väter undankbar und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder sind auch nur stellenweise verwerflich;

und es wäre zu wünschen, daß die Verbesserung derselben weniger Schwierigkeiten ausgesetzet seyn möchte. Ich glaube nicht, um nur ein Beyspiel anzuführen, daß unsere Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Oefne deiner Güte Fenster,
Sende deine Wacht herab;
Daß die schwarzen Nachtgespenster ꝛc.

sind beleidiget worden; aber ich glaube, daß sie in unsern Tagen beleidigt. Das Platte in der geistlichen Poesie ist weder die Schuld unserer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in seinen herrlichen Liedern die Sprache meistens glücklich gewählt, so entfernt er auch von unsern Tagen gewesen ist. Es ist auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leser von Geschmacke beleidiget, sondern das gezwungene, frostige, abentheuerliche Harte; nicht die Versetzung der Wörter, sondern die unnöthige und armselige Verwerfung. Man lese folgende Stelle:

Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab,
Mein Leib, Seel und alles, was ich hab,
In diesem armen Leben;
Damit ichs brauch zum Lobe dein,
Zum Nutz und Dienst des Nächsten mein,
Wollst mir dein Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unserer jetzigen Mundart und uns ungewöhnliche Verse-

tzungen; und dennoch, wer kann sie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder lesen? Sie ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie rein sind. Und warum ist diese Stelle, ungeachtet ihrer Härte, so schön? Weil der Ausdruck stark und kräftig, weil der Innhalt des Gedankens groß, und doch der Gedanke nicht ausgedehnt ist; weil die Kürze und der Nachdruck das Harte entschuldigen; weil die Versetzungen der Deutlichkeit nicht schaden, sondern mehr die Aufmerksamkeit befördern.

Aus den guten geistlichen Gesängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Gesange gewidmet sind, ist es leicht, sich die Regeln von dieser Art der geistlichen Poesie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt, ohne ihm Eckel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht sowohl die Pracht und der Schmuck der Poesie, als die Sprache

che der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft sosehr davon erfüllt, daß das Herz nicht empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen; aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift; diese unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung selbst der kräftigste; oft giebt das Alterthum desselben der Stelle des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheissungen, Drohungen der Religion, dadurch am gewissesten in das Gedächtniß zurück geruffen, oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nöthig ist.

Es giebt eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehr-

Oden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen sie so, nachdem mehr Unterricht, oder mehr Empfindung darinne herrschet. Es wird also auch eine doppelte Schreibart dieser Oden geben. In den Lehr-Oden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrschen müssen; in der andern Gattung die Sprache des Herzens, die lebhafte, gedrungene, feurige und doch stets verständliche Sprache. Daß der Verstand in den Liedern unterrichtet und genährt werde, ist eine sehr nothwendige Pflicht, wenn man die unrichtigen Begriffe, die sich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derselben, und die täglichen Zerstreuungen bedenkt, unter denen unsere Einsicht in die Religion, oft Sätze, oft Bestimmungen und Beweise, oft wenigstens den Eindruck und die lebhafte Vorstellung davon verliert.

Die Lieder für das Herz, denen der Gesang vorzüglich eigen ist, müssen so beschaffen seyn, daß sie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion ist, fühlen lassen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmüthige der Selbstverläugnung, das Grosse der Demuth, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorsams gegen GOtt

und unsern Erlöser, das Glück, eine unsterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erschaffne und erlößte Seele zu haben; daß sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Thierische der Lüste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust, mit einem Worte die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters empfinden lassen; der Tugend, wie sie von Gott geliebt, befohlen, zu unserm Glücke befohlen wird; des Lasters, wie es vor Gott ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein ist.

Da die geistlichen Gesänge nicht wie die andern Arien der Poesie das Vergnügen zu ihrer Hauptabsicht haben; so soll man für den Wohlklang weniger besorgt seyn, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen Härte, bey einem abgerißnen, bey einem nicht ganz reinen Reime; wenn nur das Herz dabey gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine größere Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf an demselbigen Orte ein Fehler zu seyn. Dadurch will ich aber weder meinen Freyheiten eine Schutzrede halten, noch junge Dichter in der Nachläßigkeit des Wohlklanges

und Vers-Baues bestärken. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbesserung bey diesen Gesängen eben so wenig vergessen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieß Zeugniß, wenn ich mirs nicht selbst geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in diesen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley biblische Stellen vor: so rechtfertiget entweder der Innhalt diese Freyheit, oder der Gedanke, daß ein Lied für sich ein Ganzes ist, das man in einer Sammlung, als von den andern abgesondert, betrachten muß. Bey den meisten dieser Lieder habe ich auf Kirchen-Melodien zurück gesehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichniß angehangen; und wie die Declamation des Redners seiner Rede das Leben giebt, so giebt oft die Melodie erst dem Liede seine ganze Kraft. Vieles wird durch den Gesang eindringender und sanfter, als es im Lesen war; und viele Lieder müssen aus diesem Gesichtspunkte am meisten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschickt: so wird es doch genug Belohnung für mich seyn, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen.

Leipzig, im Monat März, 1757.

Bitten.

GOTT, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beyzustehen.
HErr, meine Burg, mein Felß, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß,
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gib mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, GOtt, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;

Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verliehren.
Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.
So bitt ich dich, HErr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Das Gebet.

Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sey wach und nüchter zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem guten Herzen,
Hat GOtt, dein Vater, nie verschmäht.
Erschein vor seinem Angesichte
Mit Dank, mit Demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in seinem Lichte,
Und klage deine Noth dem HErrn.
Welch Glück, so hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor Gott zu stehn!
Der HErr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menschen Flehn?
Sagt GOtt nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Ist des Gebetes Frucht nicht dein?

Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich GOttes Freund zu seyn.
Sein Glück von seinem GOtt begehren,
Ist dieß denn eine schwere Pflicht?
Und seine Wünsche Gott erklären,
Erhebt dieß unsre Seele nicht?
Sich in der Furcht des Höchsten stärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken,
Ist diese Pflicht für dich betrübt?
Bet oft in Einfalt deiner Seelen;
GOtt sieht aufs Herz, GOtt ist ein Geist.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?
Nicht Töne sinds, die GOtt gefallen,
Nicht Worte, die die Kunst gebeut.
GOtt ist kein Mensch. Ein gläubig Lallen,
Das ist vor ihm Beredsamkeit.
Wer das, was uns zum Frieden dienet,
Im Glauben sucht, der ehret GOtt.
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, entehret GOtt.
Wer täglich GOtt die Treue schwöret,
Und dann vergißt, was er beschwur,
Und klagt, daß GOtt ihn nicht erhöret,
Der spottet seines Schöpfers nur.
Bet oft zu GOtt, und schmeck in Freuden,
Wie freundlich er, dein Vater ist.
Bet oft zu GOtt, und fühl im Leiden, Wie

Wie göttlich er das Leid versüßt.
Bet oft, wenn dich Versuchung quälet;
GOtt hörts, Gott ists, der Hülfe schafft,
Bet oft, wenn innrer Trost dir fehlet;
Er giebt den Müden Stärk und Kraft.
Bet oft, und heiter im Gemüthe
Schau dich an seinen Wundern satt;
Schau auf den Ernst, schau auf die Güte,
Mit der er dich geleitet hat.
Hier irrtest du in deiner Jugend,
Im Alter dort. Er trug Geduld,
Rief dich durch Glück und Kreuz zur Tugend;
Erkenn und fühle seine Huld.
Bet oft, und schau mit selgen Blicken
Hin in des Ewigen Gezelt.
Und schmeck im gläubigen Entzücken
Die Kräfte der zukünftigen Welt.
Ein Glück von Millionen Jahren,
Welch Glück! Doch ists von jenem Glück,
Das dem der HErr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein Augenblick.
Bet oft; durchschau mit heilgem Muthe
Die herzliche Barmherzigkeit,
Daß, der mit seinem theuren Blute
Die Welt, der Sünder Welt befreyt.
Nie wirst du dieses Werk ergründen.
Nein, es ist eines Gottes That.
Erfreu dich ihrer, rein von Sünden,
Und ehr im Glauben GOttes Rath.

Bet oft; entdeck am stillen Orte
GOtt ohne Zagen deinen Schmerz.
Er schließt vom Herzen auf die Worte,
Nicht von den Worten auf das Herz.
Nicht dein gebognes Knie, nicht Thränen,
Nicht Worte, Seufzer, Psalm und Ton,
Nicht dein Gelübd rührt GOtt; dein Sehnen,
Dein Glaub an ihn, und seinen Sohn.

Bet oft; GOtt wohnt an jeder Stätte,
In keiner minder oder mehr.
Denk nicht: Wenn ich mit vielen bete:
So sind ich eh bey GOtt Gehör.
GOtt ist kein Mensch. Ist dein Begehren
Gerecht und gut: so hört ers gern.
Ists nicht gerecht: so gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem HErrn.

Doch säume nicht in den Gemeinen
Auch öffentlich GOtt anzuflehn,
Und seinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern, zu erhöhn;
Dein Herz voll Andacht zu entdecken,
Wie es dein Mitchrist dir entdeckt,
Und ihn zur Innbrunst zu erwecken,
Wie er zur Innbrunst dich erweckt.

Bist du ein Herr, dem andre dienen:
So sey ihr Beyspiel, sey es stets,
Und feyre täglich gern mit ihnen
Die selge Stunde des Gebets.

Nie schäme dich des Heils der Seelen,
Die GOttes Hand dir anvertraut.
Kein Knecht des Hauses müsse fehlen;
Er ist ein Christ und werd erbaut.

Bet oft zu GOtt für deine Brüder,
Für alle Menschen, als ihr Freund:
Denn wir sind eines Leibes Glieder;
Ein Glied davon ist auch dein Feind,
Bet oft, so wirst du Glauben halten,
Dich prüfen und das Böse scheun,
An Lieb und Eifer nicht erkalten,
Und gern zum Guten weise seyn.

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angesicht,
Verwirf, o GOtt! mein Flehen nicht;
Vergib mir alle meine Schuld,
Du GOtt der Gnaden und Geduld.

Schaff du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demuth, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Lebenlang.

Sey mein Beschützer in Gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Ist wohl ein Uebel das mich schreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?

Ich bin ja, HErr, in deiner Hand.
Von dir empfieng ich den Verstand;
Erhalt ihn mir, o HErr, mein Hort,
Und stärk ihn durch dein göttlich Wort.
Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn stets vor meinen Augen seyn.
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn stets durch Liebe thätig seyn.
Das ist mein Glück, was du mich lehrst.
Das sey mein Glück, daß ich zuerst
Nach deinem Reiche tracht, und treu
In allen meinen Pflichten sey!
Ich bin zu schwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenschaft;
Du aber ziehst mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.
Gib von den Gütern dieser Welt
Mir, Herr, so viel, als dir gefällt;
Gib deinem Knecht ein mäßig Theil,
Zu seinem Fleisse, Glück und Heil.
Schenkt deine Hand mir Ueberfluß;
So laß mich mäßig im Genuß,
Und dürftge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber seyn.
Gib mir Gesundheit, und verleih,
Daß ich sie nütz' und dankbar sey,
Und nie aus Liebe gegen sie,
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh.

Erwecke mir stets einen Freund,
Ders treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rath und Trost und Beyspiel giebt.
Bestimmst du mir ein längres Ziel,
Und werden meiner Tage viel:
So laß GOtt meine Zuversicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.
Und wird sich einst mein Ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an,
Und sey, durch Christum deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und grosser Lohn.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank!
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm meine Seele!
Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?
Wer wacht, wenn ich von mir nichts weis,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, HErr und GOtt der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mirs jetzt neu gegeben.

Gelobet seyst du, GOtt der Macht,
Gelobt sey deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre mich du selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich dem Nächsten beyzustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht geniesse,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschliesse.

Prüfung am Abend.

Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens,
Wie hab ich ihn verbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?
Wars in der Furcht des HErrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschpöf von GOtt der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht, und GOttes Freund zu seyn?
Hab ich in dem Beruf, den GOtt mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen GOtt, gepriesen?

Mir und der Welt genützt, und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der HErr gebot, nicht weil mich Menschen sahn?
Wie hab ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im Stillen oft ein Blick auf GOtt gerühret?
Erfreut ich mich des HErrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab ich im Vertraun auf ihn mein Herz gestärkt?
Dacht ich bey dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?
Und wie genoß mein Herz des Umgangs süsse Stunden?
Fühlt ich der Freundschaft Glück? Sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt, das ich bereuen soll?
Hab ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beyspiel still zum Guten unterrichtet?

War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu
bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dieß mir ange-
nehm?
Wahr mir der Fehltritt leid, so bald ich ihn
begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht GOtt über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und bereit?
GOtt, der du alles weist, was könnt ich dir
verheelen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner
Seelen.
Vergib durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergib, und gehe du nicht mit mir ins Gericht.
Ja, du verzeihest dem, den seine Sünden krän-
ken;
Du liebst Barmherzigkeit, und wirst auch mir sie
schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir;
Leb ich, so leb ich dir, sterb ich, so sterb ich dir.

Abendlied.

Für alle Hüte sey gepreißt,
GOtt Vater, Sohn und heilger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,

Den

Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich singe.
Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast grosses heut an mir gethan,
mir mein Gebet gewähret;
Hast väterlich
Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.
HErr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich dein gedenk,
Ein ruhiges Gemüthe;
Was ich vermag
Bis diesen Tag,
Ist alles deine Güte.
Sey auch, nach deiner Lieb und Macht,
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht,
Vergib mir meine Sünden.
Und kömmt mein Tod,
HErr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden.

Abendlied.

HErr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe

Der Treue, die ich singe,
Und die du heut an mir gethan.
Mit dankendem Gemüthe
Freu ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke,
Und schaffst ein reines Herz in mir.
GOtt, welche Ruh der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn!
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen,
Und dort den Preis des Glaubens sehn!
Ich weis, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o GOtt mein Heil.
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bey dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Theil.
Bedeckt mit deinem Segen,
Eil ich der Ruh entgegen;
Dein Name sey gepreißt!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein; in deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geist.

Danklied.

Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret;
Und Ruhm und Ehre bring ich dir.
Du, HErr, hast stets mein Schicksal regieret,
Und deine Hand war über mir.

Wenn Noth zu meiner Hütte sich nahte;
So hörte GOtt, der HErr, mein Flehn,
Und ließ, nach seinem gnädigen Rathe,
Mich nicht in meiner Noth vergehn.

Ich sank in Schmerz und Krankheit danieder,
Und rief: O HErr, errette mich!
Da half mir GOtt, der Mächtige wieder,
Und mein Gebein erfreute sich.

Wenn mich der Haß des Feindes betrübte:
Klagt ich GOtt kindlich meinen Schmerz.
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
Und stärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünde mich umfangen sah:
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
Und seine Gnade war mir nah.

Um Trost war meiner Seele so bange;
Denn GOtt verbarg sein Angesicht.
Ich rief zu ihm: Ach HErr wie so lange?
Und GOtt verließ den Schwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlösen.
Er hilft; der HErr ist fromm und gut.

Er hilft aus der Versuchung zum Bösen,
Und giebt mir zu der Tugend Muth.
Dir dank ich für die Prüfung der Leiden,
Die du mir liebreich zugeschickt.
Dir dank ich für die häufigern Freuden,
Womit mich deine Hand beglückt.
Dir Dank ich für die Güter der Erden,
Für die Geschenke deiner Treu,
Dir dank ich; denn du hießest sie werden,
Und deine Güt ist täglich neu.
Dir dank ich für das Wunder der Güte;
Selbst deinen Sohn gabst du für mich.
Von ganzer Seel und ganzem Gemüthe,
Von allen Kräfften preis ich dich.
Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd ist voll der Huld des HErrn.
Sein, sein ist Ruhm und Weisheit und Stärke;
Er hilft und er errettet gern.
Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.
Vergiß nicht deines GOttes, o Seele!
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr und halte seine Befehle,
Und bet ihn durch Gehorsam an!

Weinachtslied.

Auf, schicke dich,
Recht feyerlich
Des Heilands Fest mit Danken zu begehen!
Lieb ist der Dank,
Der Lobgesang,
Durch den wir ihn, den GOtt der Lieb erhöhen
Sprich dankbar froh:
Also, also
Hat GOtt die Welt in seinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
HErr, daß du mich,
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?
Er, unser Freund,
Mit uns vereint,
Zur Zeit, da wir noch seine Feinde waren;
Er wird uns gleich,
Um GOttes Reich
Und seine Lieb im Fleisch zu offenbaren.
An ihm nimm Theil,
Er ist das Heil;
Thu täglich Buß und glaub an seinen Namen.
Der ehrt ihn nicht,
Wer HErr, HErr, spricht,
Und doch nicht sucht sein Beyspiel nachzuahmen.
Aus Dank will ich
In Brüdern dich,

Dich, GOttessohn! bekleiden, speisen, tränken.
Der Frommen Herz
In ihrem Schmerz
Mit Trost erfreun, und dein dabey gedenken!
Rath, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles ist, im Himmel und auf Erden!
Die Christenheit
Preist dich erfreut,
Und aller Knie soll dir gebeuget werden.
Erhebt den HErrn!
Er hilft uns gern,
Und wer ihn sucht, den wird sein Name trösten.
Alleluia!
Alleluia!
Freut euch des HErrn, und jauchzt ihm, ihr Erlößten!

Weihnachtslied.

Dieß ist der Tag, den GOtt gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch JEsum Christ,
Im Himmel und auf Erden ist!
Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward;
Da sandte GOtt von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Wenn ich dieß Wunder faßen will:
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an, und er ermißt,
Daß GOttes Lieb unendlich ist.

Damit der Sünder Gnad erhält,
Erniedrigst du dich, HErr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit Theil,
Erscheinst im Fleisch, und wirst uns Heil.

Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„ Ich komm, im Buche steht von mir;
„ GOtt, deinen Willen thu ich gern.
Gelobt sey, der da kömmt im HErrn!

HErr, der du Mensch gebohren wirst,
Immanuel und Friedefürst,
Auf den die Väter hoffend sahn,
Dich, GOtt Meßias, bet ich an.

Du unser Heil und höchstes Gut,
Vereinest dich mit Fleisch und Blut,
Wirst unser Freund und Bruder hier,
Und GOttes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majestät!
Du bist es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du bist es, der das Herz erfreut.

Durch Eines Sünde fiel die Welt.
Ein Mittler ists, der sie erhält.
Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schooße sitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem HErrn, ein neues Lied!
Dieß ist der Tag, den GOtt gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ich preise, was durch JEsum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Am neuen Jahre.

Er ruft der Sonn und schafft den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen.
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen.
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf, laßt uns ihm, dem GOtt der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen!
HErr, der da ist, und der da war,
Von dankerfüllten Zungen
Sey dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied gesungen;
Für Leben, Wohlfahrt, Trost und Rath,
Für Fried und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen.
Laß auch dieß Jahr gesegnet seyn,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft ist dein,

In deiner Furcht zu leben.
Du schützest uns, und du vermehrst
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach deinem Reiche streben.

Gib mir, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden.
Doch schadet mir das Glück der Welt:
So gib mir Kreuz und Leiden.
Nur stärke mit Geduld mein Herz,
Und laß mich nicht in Noth und Schmerz
Die Glücklichern beneiden.

Hilf deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen dich,
Und der bedrängten Glieder.
Gib Glück zu jeder guten That,
Und laß dich, GOtt, mit Heil und Rath
Auf unsern Fürsten nieder.

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf seinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Lande wohne;
Daß Treu und Liebe bey uns sey;
Dieß, lieber Vater, dieß verleih
In Christo deinem Sohne!

Passionslied.

HErr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Uns zu erlösen.
Vereint mit GOtt, ein Mensch gleich uns auf
Erden,
Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden;
An unsrer Statt gemartert und zerschlagen,
Die Sünde tragen;
Welch wundervoll hochheiliges Geschäfte!
Sinn ich ihm nach: so zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt; ich seh und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.
GOtt ist gerecht, ein Rächer alles Bösen,
GOtt ist die Lieb, und läßt die Welt erlösen.
Dieß kann mein Geist, mit Schrecken und Entzücken,
Am Kreuz erblicken.
Es schlägt den Stolz und mein Verdienst da-
nieder.
Es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder,
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes
Feinde
Zu GOttes Freunde.
O HErr, mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
Ich lige hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüthe
In deine Güte.

Sie übersteigt die menschlichen Gedanken;
Allein sollt ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch; darf der sich unterwinden,
GOtt zu ergründen?
Das Größt in GOtt ist Gnad und Lieb erweisen;
Uns kömmt es zu, sie demuthsvoll zu preisen,
Zu sehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad erzeiget,
Die Gnade steiget.
Laß deinen Geist mich stets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich christlich übe.
Das Gute thun, das Böse fliehn und meiden,
HErr, diese Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böse mir erlauben,
Und an dich glauben?
Da du dich selbst für mich dahin gegeben,
Wie könnt ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?
Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelaßnes Herzens werden;
Da du so viel für uns, die wirs verschuldet,
Liebreich erduldet
Für welche du dein Leben selbst gelassen,
Wie könnt ich sie, sie meine Brüder, hassen;
Und

Und nicht wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?
Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten.
Wenn man mich schilt, nicht rächend wiederschelten.
Du Heiliger, du HErr und Haupt der Glieder
Schaltst auch nicht wieder.
Ein reines Herz, gleich deinem edeln Herzen,
Dieß ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen,
Und GOtt giebt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.
Unendlich Glück, du littest uns zu Gute.
Ich bin versöhnt in deinem theuern Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben.
So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einst ewig leben?
Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf, im Glauben wach und bete:
So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als JEsus lebet.
Lockt böse Lust mein Herz mit ihrem Reize:
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom
Kreuze.
Und werd ich matt im Laufe guter Werke:
So sey mirs Stärke.
Seh ich dein Kreuß den Klugen dieser Erden
Ein

Ein Aergerniß und eine Thorheit werden:
So seys doch mir, Trotz alles frechen Spottes,
Die Weisheit GOttes.
GOtt, eile nicht, sie rächend zu zerschmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt, und dich, den er geschmähet,
Um Gnade flehet.
Wenn endlich, HErr, mich meine Sünden kränken,
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dieß sey, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried und Freude

Passionslied.

Erforsche mich, erfahr mein Herz,
Und sieh, HErr, wie ichs meyne.
Ich denk an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb, und weine.
Dein Kreuz sey mir gebenedeyt!
Welch Wunder der Barmherzigkeit
Hast du der Welt erwiesen!
Wenn hab ich dieß genug bedacht,
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür gepriesen?
Rath, Kraft, und Friedefürst und Held!
In Fleisch und Blut gekleidet,
Wirst

Wirst du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet.
Dein Freund, der dich verräth, ist nah.
Des Zornes Gottes Stund ist da,
Und Schrecken strömen über.
Du zagst, und fühlst der Höllen Weh,
„Ists möglich, Vater, o so geh
„Der Kelch vor mir vorüber! „
Dein Schweiß wird Blut; du ringst und zagst,
Und fällst zur Erde nieder;
Du, Sohn des Höchsten, kämpfst und wagst
Die erste Bitte wieder.
Du fühlst, von GOtt gestärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit,
Und Strafen sonder Ende.
Auf dich nimmst du der Menschen Schuld,
Und giebst mit göttlicher Geduld
Dich in der Sünder Hände.
Du trägst der Missethäter Lohn,
Und hattest nie gesündigt;
Du, der Gerechte, GOttes Sohn!
So wars vorher verkündigt.
Der Frechen Schaar begehrt dein Blut,
Du duldest, göttlich groß, die Wuth,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, JEsus, war auch ich;
Denn GOtt warf aller Sünd auf dich,
Damit wir Friede hätten.

Erniedrigt bis zur Knechtsgestalt,
Und doch der Größt im Herzen,
Erträgst du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir sahn dich, der Verheissung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Gestalt noch Schöne.
Vor dir, HErr, unsre Zuversicht,
Verbarg man selbst das Angesicht;
Dich schmähn des Bundes Söhne.

Ein Opfer, nach dem ewgen Rath,
Belegt mit unsern Plagen,
Um deines Volkes Missethat
Gemartert und zerschlagen,
Gehst du den Weg zum Kreuzesstamm,
In Unschuld stumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freywillig, als der Helden Held.
Trägst du, aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret.

„Sie haben meine Hände mir,
„Die Füsse mir durchgraben,
„Und grosse Farren sinds, die hier
„Mich, GOtt! umringet haben.
„Ich heul, und meine Hülf ist fern.
„Sie spotten mein: Er klage dem Herrn,
„Ob dieser ihn befreyte!
„Du legst mich in des Todes Staub,

„Ich

„ Ich bin kein Mensch; ein Wurm, ein Raub
„ Der Wuth, ein Spott der Leute.
„ Ich ruf und du antwortest nie,
„ Und mich verlassen alle.
„ In meinem Durste reichen sie
„ Mir Eßig dar mit Galle.
„ Wie Wachs zerschmilzt in mir mein Herz,
„ Sie sehn mit Freuden meinen Schmerz,
„ Die Arbeit meiner Seelen.
„ Warum verläßst du deinen Knecht?
„ Mein GOtt, mein GOtt! ich leid, und möcht
„ All mein Gebeine zählen.

Du neigst dein Haupt. Es ist vollbracht.
Du stirbst! Die Erd erschüttert.
Die Arbeit hab ich dir gemacht.
HErr, meine Seele zittert.
Was ist der Mensch, den du befreyt?
O wär ich doch ganz Dankbarkeit!
HErr, laß mich Gnade finden!
Und deine Liebe dringe mich,
Daß ich dich wieder lieb, und dich
Nie kreuzige mit Sünden.

Welch Warten einer ewgen Pein
Für die, die dich verachten;
Die, solcher Gnade werth zu seyn,
Nach keinem Glauben trachten!
Für die, die dein Verdienst gestehn,
Und dich durch ihre Laster schmähn,

Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht.
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht;
Ihm bist du kein Versühner.
Du hasts gesagt. Du wirst die Kraft.
Zur Heiligung mir schenken.
Dein Blut ists, das mir Trost verschafft
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb und Demuth stets
Vor dir erfunden werden.
Dein Heil sey mir der Schirm in Noth,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letster Trost auf Erden!

Trost der Erlösung.

Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken!
„ Also hat GOtt die Welt geliebt,
„ Uns seinen Sohn zu schenken!
Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heilgen Finsternissen,
Füllst du mein Herz mit Majestät,
Und stillest mein Gewissen.
Ich kann der Sonne Wunder nicht,
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm empfinden.

So

So kann mein Geist den hohen Rath
Des Opfers JEsu nicht ergründen;
Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden.

Nimm mir den Trost, daß JEsus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht GOtt und mein Erlöser ist:
So werd ich angstvoll zagen.

Ist Christi Wort nicht GOttes Sinn:
So werd ich ewig irren müssen,
Und, wer GOtt ist, und was ich bin,
Und werden soll, nicht wissen.

Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben.

Des Sohnes GOttes Eigenthum,
Durch ihn des ewgen Lebens Erbe,
Dieß bin ich; und das ist mein Ruhm,
Auf den ich leb und sterbe.

Er giebt mir seinen Geist, das Pfand,
Daran wir seine Liebe merken,
Und bildet uns durch seine Hand
Zu allen guten Werken.

So lang ich seinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen thue;
So fühl ich eine Kraft des HErrn
Und schmecke Fried und Ruhe.

Und wenn mich meine Sünde kränkt,
Und ich zu seinem Kreuze trete:
So weis ich, daß er mein gedenkt,
Und thut, warum ich bete.

Ich weis, daß mein Erlöser lebt,
Daß ich erwecket aus der Erde,
Wenn er sich zum Gericht erhebt,
Im Fleisch ihn schauen werde.

Kann unsre Lieb im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dieß ist die Lieb, o GOtt, zu dir,
Dein Wort von Herzen halten.

Erfüll mein Herz mit Dankbarkeit,
So oft ich deinen Namen nenne,
Und hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der Welt bekenne.

Soll ich dereinst noch würdig seyn,
Um deinetwillen Schmach zu leiden;
So laß mich keine Schmach und Pein
Von deiner Liebe scheiden.

Und soll ich, GOtt, nicht für und für
Des Glaubens Freudigkeit empfinden:
So wirk er doch sein Werk in mir,
Und reinge mich von Sünden.

Hat GOtt uns seinen Sohn geschenkt:
So laß mich noch im Tode denken:
Wie sollt uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

Osterlied.

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt im Gedächtniß JEsum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Fühl alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien,
Als sprächʼ er: Friede sey mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.

Schau über dich, und bet ihn an.
Er mißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrscht mit GOtt vereint,
Und ist dein König und dein Freund.

Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein Name sey gebenedeyt,
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Glaube, der das Herz erhöht,
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit dir vergleicht,
Die ich durch GOttes Sohn erreicht?

Vor seinem Thron in seinem Reich,
Unsterblich, heilig, Engeln gleich,
Und ewig, ewig selig seyn;
HErr, welche Herrlichkeit ist mein!

Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb und Verwundrung kämpft in mir,

Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht,
Fall ich, GOtt, auf mein Angesicht.
Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst?
Und du erfüllst einst mein Vertraun
In meinem Fleische dich zu schaun?
Ich soll, wenn du des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn,
Und rein zu deiner Rechten stehn?
Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen alle Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?
Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Christenthum!
Mit dir gekreuzigt, GOttes Sohn,
Sind wir auch auferstanden schon.
Nie komm es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir schuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde stets erneu.
Er ists, der alles in uns schafft;
Sein ist das Reich, sein ist die Kraft.
Halt im Gedächtniß JEsum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Osterlied

„ Freywillig hab ichs dargebracht,
„ Und niemand nimmt mein Leben.
„ Es selbst zu lassen, hab ich Macht,
„ Macht, wieder mirs zu geben.
„ Und darum liebt mein Vater mich,
„ Daß ich mein Leben laß, und ich
„ Für meine Feind es lasse.
„ Ich bin in meiner Niedrigkeit
„ Ein Aergerniß der Erden;
„ Verschmäht, gegeisselt und verspeyt,
„ Gekreuzigt werd ich werden;
„ Wenn alles dieß vollendet ist:
„ So wird des Menschen Sohn, der Christ,
„ Nicht die Verwesung sehen.
„ Weil er sich selbst erniedrigt hat:
„ So wird ihn GOtt erhöhen.
„ Ich leid und sterb an eurer statt,
„ Dann werd ich auferstehen,
„ Am dritten Tag geh ich heraus,
„ Lösch alle Schmach des Kreuzes aus,
„ Als GOttes Sohn bewiesen.
„ Ich will euch sehn, erfreuet euch,
„ Euch siegreich wiedersehen!
„ Euch lehren, meines Vaters Reich
„ Und hohen Rath verstehen!
„ Euch den verheißnen Geist verleihn;

„ Und

„ Und ihr sollt meine Zeugen seyn,
„ Daß ich vom Tod erstanden.
„ Geht hin und lehret alle Wele;
„ Ich bin des Weibes Saamen,
„ Der Saamen Abrahams, der Held;
„ Und tauft in meinem Namen.
„ Wer an GOtt gläubt, gläubt auch an mich.
„ Thut Wunder und beweist, daß ich
„ Zur Rechten GOttes sitze.
„ Kämpft für mein Evangelium,
„ Und freuet euch der Leiden.
„ Kein Engel und kein Fürstenthum,
„ Nichts soll euch von mir scheiden.
„ Man wird euch hassen, und euch schmähn,
„ Euch tödten; dennoch solls geschehn,
„ Daß eure Lehre sieget.
Herr, unser Heil! sie hat gesiegt,
Und siegt in allen Landen,
Und zeuget, daß dein Wort nicht trügt,
Und zeugt du bist erstanden.
Dein Kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt sich in Majestät;
Du gehst aus deinem Grabe.
Gehaßt in deiner Niedrigkeit,
Warst du ein Ziel des Spottes,
Und zeigtest doch zu gleicher Zeit
An dir die Hoheit GOttes.
Dein Kreuz schien zwar der Welt ein Greul;

Doch sterben für der Feinde Heil,
Dieß ist die höchste Tugend.

Dein Reich war nicht von dieser Welt,
Dein Ruhm nicht Menschenehre.
An Demuth groß, an Lieb ein Held,
Und göttlich in der Lehre:
Geduldig, und von Sünden rein,
Gehorsam, bis zum Kreuze, seyn;
Dieß war des Heilands Grösse.

Du starbst am Kreuz. Doch war dir nicht
Die Kraft des Herrn gegeben?
Wer gab den Blinden das Gesicht!
Den Todten selbst das Leben?
Und wem gehorchte Wind und Meer?
Und wem der bösen Geister Heer?
Du warst von GOtt gekommen.

Nun irren mich nicht Schmach und Spott,
Noch deines Kreuzes Schanden.
Du bist mein HErr, du bist mein GOtt;
Denn du bist auferstanden.
Du bist mein Heil, mein Fels, mein Hort,
Der HErr, durch dessen mächtig Wort
Auch ich einst ewig lebe.

Wir sind nun göttlichen Geschlechts,
Durch dich des Himmels Erben.
Dieß ist die Hoffnung deines Knechts,
In dieser will ich sterben.
Wie du vom Tod erstanden bist;

So werd auch ich, HErr JEsu Christ,
Am jüngsten Tag erstehen.

Osterlied.

JEsus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt, und wird auch mich
Von den Todten auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht;
Dieß ist meine Zuversicht.
JEsus lebt, ihm ist das Reich
Ueber alle Welt gegeben;
Mit ihm werd auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben.
GOtt erfüllt, was er verspricht;
Dieß ist meine Zuversicht.
JEsus lebt wer nun verzagt,
Lästert ihn und GOttes Ehre.
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre.
GOtt verstößt in Christo nicht;
Dieß ist meine Zuversicht,
JEsus lebt, sein Heil ist mein;
Sein sey auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich seyn,
Und den Lüsten widerstreben.

Er verläßt den Schwachen nicht;
Dieß ist meine Zuversicht.
JEsus lebt, ich bin gewiß,
Nichts soll mich von JEsu scheiden,
Keine Macht der Finsterniß,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er giebt Kraft zu dieser Pflicht;
Dieß ist meine Zuversicht.
JEsus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Trost in Todesnoth
Wird es meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
HErr, HErr, meine Zuversicht!

Auf die Himmelfahrt des Erlösers.

Jauchzt, ihr Erlösten, dem HErrn! Er hat sein Werk vollendet!
Des müsse sich der Erdkreis freun!
Er fährt verkläret hinauf zu dem, der ihn gesendet,
Und nimmt die Himmel wider ein.
Der HErr, nachdem er das Heil und unvergänglich Leben
Auf Erden an das Licht gebracht,
Den Weg zu GOtt uns gelehrt, sich selbst für uns gegeben,
Fährt auf zur Rechten seiner Macht.

Sein

Sein, sein ist alle Gewalt im Himmel und auf
Erden,
Und uns hat er das Heil verdient.
Wer sein Wort gläubet und hält, soll nicht ver-
lohren werden;
Er hat die Welt mit GOtt versühnt.
Hoch über alle Vernunft besiegt er ihr Verderben,
Und seine Lieb ermüdet nie.
Ein unvergängliches Glück den Menschen zu er-
werben,
So heiligt er sich selbst für sie.
Jauchzt, ihr Gerechten dem HErrn, und preiset
seinen Namen!
Ihm danken, das ist unsre Pflicht.
Wir sind glückselig in ihm. Sein Wort ist Ja
und Amen;
Und GOtt ist unsre Zuversicht.
Preist, ihr Erlösten, den HErrn, und rüh-
met all ihr Frommen!
Er fährt gen Himmel als ein Held,
In Wolken fährt er hinauf; so wird er wieder-
kommen,
Ein HErr und Richter aller Welt.
Dieß ist des Gläubigen Trost, verklärt ihn einst
zu schauen,
Und seiner Liebe sich zu freun. (trauen,
Dieß ist des Gläubigen Pflicht, ihm ewig zu ver-
Und sich durch Tugend ihm zu weihn.

Wer des Erlösers sich schämt, des wird er auch
sich schämen,
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das Leben von dir, und Gnad um Gna-
de nehmen,
HErr, dessen Herrschaft ewig währt!
Ich bin ein irrendes Schaaf, du weisest mich
zu rechte,
Und leitest mich nach deinem Rath;
Nachst mich vom Knechte der Welt zu einem dei-
ner Knechte,
Und tilgest meine Missethat.
Was ist die Hoheit der Welt? Sie rührt den
Christen wenig.
Du kleidest ihn mit Ruhm und Pracht.
Was ist die Hoheit der Welt? Zum Priester und
zum König
Bin ich, durch dich, vor GOtt gemacht.
Dank sey dem Heiland der Welt! Er hat sein
Werk vollführet.
Frolock ihm, Volk der Christenheit!
Er sitzt zur Rechten des Herrn. Er lebet und re-
gieret
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Am Communiontage.

Ich komme, HErr, und suche dich,
Mühselig und beladen.
GOtt, mein Erbarmer, würdge mich
Des Wunders deiner Gnaden.
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn GOttes und des Menschen Sohn,
Mich deiner zu getrösten.
Ich fühle meiner Sünden Müh;
Ich suche Ruh, und finde sie
Im Glauben der Erlösten.
Dich bet ich zuversichtlich an,
Du bist das Heil der Sünder.
Du hast die Handschrift abgethan,
Und wir sind GOttes Kinder.
Ich denk an deines Leidens Macht,
Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
Du hast mein Heil verdienet.
Du hast für mich dich dargestellt.
GOtt war in dir und hat die Welt
In dir mit sich versühnet.
So freue dich, mein Herz, in mir
Er tilget deine Sünden,
Und läßt an seiner Tafel hier
Dich Gnad um Gnade finden.
Du rufst, und er erhört dich schon,
Sprich liebreich: Sey getrost, mein Sohn!

Die Schuld ist dir vergeben.
Du bist in meinem Tod getauft,
Und du wirst dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.
Dein ist das Glück der Seligkeit;
Bewahr es hier im Glauben,
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir;
Ich bin der Weinstock, bleib an mir:
So wirst du Früchte bringen.
Ich helfe dir, ich stärke dich;
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen.
Ja, HErr! mein Glück ist dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen,
Und bitte dich, durch deinen Tod,
Um Kraft zu meinem Willen.
Laß mich von nun an würdig seyn,
Mein ganzes Herz dir, HErr, zu weihn,
Und deinen Tod zu preisen.
Laß mich den Ernst der Heiligung
Durch eine wahre Besserung
Mir und der Welt beweisen!

Wider den Aufschub der Bekehrung.

Willst du die Buße noch, die GOtt gebeut, verschieben:
So schändest du sein Wort, und mußt dich selbst nicht lieben.
Ist deine Besserung nicht deiner Seele Glück?
Und wer verschiebt sein Heil gern einen Augenblick?
Allein wie schwer ists nicht, sein eigen Herz bekämpfen,
Begierden widerstehn, und seine Lüste dämpfen?
Ja, Sünder, es ist schwer; allein zu deiner Ruh
Ist dieß der einzge Weg. Und dem entsagest du?
Ist deine Pflicht von GOtt, wie kannst du sie vergessen?
Nach deinen Kräften selbst hat er sie abgemessen.
Was weigerst du dich noch? Ist GOtt denn ein Tyrann,
Der mehr von mir verlangt, als ich ihm leisten kann?
Sprich selbst, gewinnet GOtt, wenn ich ihm kindlich diene,
Und seiner werth zu seyn, im Glauben mich erkühne?
Wenn du die Tugend übst, die GOtt, dein HErr, gebeut,
Wem dienst du? Ringst du nicht nach deiner Seligkeit?

Was weigerst du dich noch, das Laster zu verlassen?
Weil es dein Unglück ist, befiehlt es GOtt zu hassen.
Was weigerst du dich noch, der Tugend Freund zu seyn?
Weil sie dich glücklich macht, befiehlt sie GOtt allein.
GOtt beut die Kraft dir an, das Gute zu vollbringen.
Soll er durch Allmacht dich, ihm zu gehorchen, zwingen?
Er gab dir die Vernunft, und du verläugnest sie?
Er sendet dir sein Wort; und du gehorchst ihm nie?
Sprich nicht: GOtt kennt mein Herz; ich hab es ihm verheissen,
Mich noch dereinst, mich bald vom Laster los zu reissen;
Itzt ist dieß Werk zu schwer. Doch diese Schwierigkeit,
Die heute dich erschreckt, wächst sie nicht durch die Zeit?
Je öfter du vollbringst, was Fleisch und Blut befohlen,
Je stärker wird der Hang, die That zu wiederholen.
Scheust du dich heute nicht, des Höchsten Feind zu seyn:
Um wie viel weniger wirst du dich morgen scheun!

Ist denn die Buß ein Werk von wenig Augen-
blicken?
Kann dich kein schneller Tod der Weit noch heut
entrücken?
Ist ein Geschrey zu GOtt, ein Wunsch nach Bes-
serung,
Und Angst der Missethat, die wahre Heiligung?
Ists gnug zur Seligkeit, des Glückes der Er-
lösten,
Wenn uns der Tod ergreift, sich sicher zu getrösten:
Ist das Bekenntniß gnug, daß uns die Sünde reut:
So ist kein leichter Werk, als deine Seligkeit.
Doch, fordert GOtt von uns die Reinigkeit
der Seelen;
Ist keine Seele rein, der Glaub und Liebe fehlen;
Ist dieses dein Beruf: GOtt dienen, den du liebst;
So zittre vor dir selbst; wenn du dieß Werk ver-
schiebst.
Der Glaube heiligt dich. Ist dieser dein Ge-
schäfte?
Nein, Mensch! Und du verschmähst des Geistes
GOttes Kräfte?
Erschreckt dich nicht sein Wort? Giebt in verkehr-
ten Sinn
Den Sünder, der beharrt, nicht GOtt zu letzt
dahin?
Hat Christus uns erlöst, damit wir Sünder
bleiben,

Und

Und, sicher durch sein Blut, das Laster höher
treiben?
Gebeut uns Christi Wort nicht Tugend, Recht
und Pflicht:
So ist es nicht von GOtt. GOtt widerspricht
sich nicht.
Noch heute, weil du lebst, und seine Stim-
me höreſt,
Noch heute schicke dich, daß du vom Bösen kehreſt.
Begegne deinem GOtt, willst du zu deiner Pein
Dein hier versäumtes Glück nicht ewig noch be-
reun.
Entschliesse dich beherzt, dich selber zu besiegen;
Der Sieg, so schwer er ist, bringt göttliches Ver-
gnügen.
Was zagst du? Geht er gleich im Anfang lang-
sam fort;
Sey wacker! GOtt ist nah, und stärkt dich durch
sein Wort.
Ruf ihn in Demuth an; er tilget deine Sün-
den,
Und läßt dich sein Gesetz erst seinen Fluch emp-
finden;
So wiederstreb ihm nicht; denn GOttes Trau-
rigkeit
Wirkt eine Reu in dir, die niemals dich gereut.
So süß ein Laster ist, so giebts doch keinen
Frieden.

Der Tugend nur allein hat GOtt dieß Glück beschieden.
Ein Mensch, der GOtt gehorcht, erwählt das beste Theil;
Ein Mensch, der GOtt verläßt, verläßt sein eignes Heil.
Die Buße führt dich nicht in eine Welt voll Leiden;
GOtt kennt und liebt dein Glück; sie führt zu deinen Freuden,
Macht deine Seele rein, füllt dich mit Zuversicht,
Giebt Weisheit und Verstand, und Muth zu deiner Pflicht.
Sprich selbst: Ist dieß kein Glück, mit ruhigem Gewissen
Die Güter dieser Welt, des Lebens Glück genieſſen,
Und mäßig und gerecht in dem Genusse seyn,
Und sich der Seligkeit schon hier im Glauben freun?

Bußlied.

An dir allein, an dir hab ich gesündigt,
Und übel oft vor dir gethan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt,
Sieh, GOtt, auch meinen Jammer an.
Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,

Und meine Thränen sind von dir.
Ach GOtt, mein GOtt, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang entfernst du dich von mir?
HErr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld.
Ich suche dich, laß mich dein Antlitz finden,
Du GOtt der Langmuth und Geduld.
Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
GOtt, Vater der Barmherzigkeit.
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du bist ein GOtt, der gern erfreut.
Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
Du bist mein GOtt, ich bin dein Knecht.
HErr, eile du, mein Schutz, mir beyzustehen,
Und leite mich auf ebner Bahn.
Er hört mein Schreyn, der HErr erhört mein Flehen,
Und nimmt sich meiner Seele an.

Lied am Geburtstage.

Dir dank ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mirs gegeben,
Dank ich dir, GOtt, dafür.

Durch

Durch freye Gnad allein bewogen,
Hast du mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.
Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet,
Bis diesen Augenblick.
Du gabst mir tausend frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage,
Und meine Leiden in mein Glück.
Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Herrscher aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O GOtt, damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!
Du sahst und hörtest schon mein Sehnen,
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh ich bereitet war;
Und wogst, eh ich zu seyn begonnte,
Eh ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Theil schon dar.
Du ließst mich Gnade vor dir finden;
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe, welch Erbarmen!
Der HErr der Welt sorgt für mich Armen.
Und ist ein Vater, der verzeiht.

Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist.
Er selber ist dein größt Geschenke:
Dein iste, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.

Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk und Kraft mich ausgerüstet,
Dieß, Vater, dank ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dieß alles, Vater, dank ich dir.

Soll ich, o GOtt, noch länger leben:
So wirst du, was mir gut ist geben;
Du giebsts, ich hoff auf dich.
Dir, GOtt, befehl ich Leib und Seele,
Der HErr, HErr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich!

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weis ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein GOtt, mein HErr und Vater!

Mein

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du GOtt der Stärke!
Wer hat die Sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne!
Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schoos der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O GOtt der Macht und Herrlichkeit,
GOtt, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!
Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat GOtt gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!
Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt und Gröſſe.

Erheb ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen!
GOtt, unser Vater, sey gepreist,
Und alle Welt sag Amen!
Und alle Welt fürcht ihren HErrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte GOtt nicht dienen?

Die Ehre GOttes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort,
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leucht, und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimms, und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den HErrn, den HErrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!
Mir ruft der HErr, sollst du vertraun.

Mein ist die Kraft, mein Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich!

Ich

Ich bins, und werde seyn, der ich seyn werde,
Dein GOtt und Vater ewiglich.
Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein GOtt der Ordnung, und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

GOttes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der GOtt der Stärke;
HErr ist sein Nam, und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.
Er will und sprichts;
So sind und leben Welten.
Und er gebeut, so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.
Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste.
Er herrscht als GOtt, und seines Thrones Veste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn Anfang GOtt, und GOtt in ewgen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?
Was ist und war,
In Himmel, Erd und Meere,
Das kennet GOtt, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er

Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe;
Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.
Er ist dir nah,
Du sitzest oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest,
So ist er allenthalben da.
Er kennt mein Flehn,
Und allen Rath der Seele.
Er weis, wie oft ich Gutes thu, und fehle,
Und eilt, mir gnädig beyzustehn.
Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.
Nichts, nichts ist mein,
Das GOtt nicht angehöre.
HErr, immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde seyn!
Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.
Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer; ihr, Auen, Thal und Hügel,
Ihr seyd sein Loblied und sein Psalm!

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.
Kein Sperling fällt,
HErr, ohne deinen Willen;
Sollt ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?
Ist GOtt mein Schutz,
Will GOtt mein Retter werden:
So frag ich nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Vertrauen auf GOttes Vorsehung.

Auf GOtt, und nicht auf meinen Rath,
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als GOtt und Vater tragen.
Er sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde;
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz? Ist auch ein Schmerz,

Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?
GOtt kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh ichs bat, gewährt,
Wenns seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich. Stets väterlich.
Nicht was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!
Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bey dessen Last wir klagen?
Die größte Noth hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.
An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt GOtt es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer GOttes Rath vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüssen.
Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ists überwunden!
Hofft auf den HErrn! Er hilft uns gern;

Seyd frölich, ihr Gerechten!
Der HErr hilft seinen Knechten.

Versicherung der Gnade GOttes.

So hoff ich denn mit vestem Muth
Auf GOttes Gnad und Christi Blut;
Ich hoff ein ewig Leben.
GOtt ist ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In seinem Sohn gegeben.
HErr, welch ein unaussprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade Theil,
Theil an dem Himmel haben;
Im Herren durch den Glauben rein,
Dich lieben, und versichert seyn
Von deines Geistes Gauben!
Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Es spricht uns Trost im Elend zu,
Versüsset uns des Lebens Ruh,
Und stärkt uns in Gefahren.
Erhalte mir, o Herr, mein Hort!
Den Glauben an dein göttlich Wort!
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden seyn;

Ihn täglich mehr mein Herz erneun,
Und mich mit Trost erfüllen!

Die Güte GOttes.

Wie groß ist des Allmächtigen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt;
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß mein Herz auch seiner nicht.
Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der GOtt, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genieſſen?
Ists nicht sein Arm, der alles schafft?
Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du mit Herrlichkeit umgeben,
GOtt ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch GOttes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus Leiden,
Damit du könntest selig seyn!

Und diesen GOtt sollt ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen: ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
GOtt soll ich über alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.
Dieß ist mein Dank, dieß ist sein Wille.
Ich soll vollkommen seyn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht.
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.
O GOtt, laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen seyn!
Sie stärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg in meinem Herzen
Die Furcht des letsten Augenblicks.

Vom Worte GOttes.

GOtt ist mein Hort! Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier, Mein GOtt, vor dir,
Im glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort ist wahr; Laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken.
Laß keinen Spott, O HErr mein GOtt,
Mich von dem Glauben schrecken.

Wo hätt ich Licht, Wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?
GOtt, ohne sie Verstünd ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt Der Seele Werth,
Unsterblichkeit und Leben.
Zur Ewigkeit Ist diese Zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ewger Rath, Die Missethat
Der Sunder zu versühnen;
Den kennt ich nicht, Wär mir dieß Licht
Nicht durch dein Wort erschienen.

Nun darf mein Herz In Reu und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst, Lehrst meinen Geist
Ein gläubig Abba sagen.

Mich zu erneun, Mich dir zu weihn
Ist meines Heils Geschäffte.

Durch meine Müh Vermag ichs nie;
Sein Wort giebt mir die Kräfte.
HErr, unser Hort, Laß uns dieß Wort;
Denn du hasts uns gegeben.
Es sey mein Theil, Es sey mir Heil,
Und Kraft zum ewgen Leben!

Ermunterung die Schrift zu lesen.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des HErrn
zu lesen;
Bedenke, daß dieß Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus GOtt
enthält.
Merk auf, als ob dir GOtt, dein GOtt gerufen
hätte;
Merk auf, als ob er selbst zu dir vom Himmel redte!
So lies! mit Ehrfucht lies, mit Lust und mit Ver-
traun,
Und mit dem frommen Ernst, in GOtt dich zu
erbaun.
Sprich fromm: o GOtt, vor dem ich meine
Hände falte,
Gib, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig halte;
Und laß mich deinen Rath empfindungsvoll ver-
stehn,
Die Wunder am Gesetz, am Wort vom Kreuze sehn!

Er, aller Wahrheit GOtt, kann dich nicht irren
lassen.
Lies, Christ, sein heilig Buch, lies oft; du wirst es
fassen,
So viel dein Heil verlangt. GOtt ist, der Weis-
heit giebt,
Wenn man sie redlich sucht und aus Gewissen liebt.
Lies, frey von Leidenschaft und ledig von Ge-
schäfften,
Und sammle deinen Geist mit allen seinen Kräften.
Der beste Theil des Tags, des Morgens Heiterkeit,
Und dann der Tag des HErrn der sey der Schrift
geweiht.
Rührt dich ein starker Spruch: so ruf ihn, dir
zum Glücke,
Des Tags oft in dein Herz, im Stillen oft zurücke:
Empfinde seinen Geist, und stärke dich durch ihn
Zum wahren Edelmuth, das Gute zu vollziehn.
Um tugendhaft zu seyn, darzu sind wir auf Erden.
Thu, was die Schrift gebeut; dann wirst du inne
werden,
Die Lehre sey von GOtt, die dir verkündigt ist,
Und dann das Wort verstehn, dem du gehorsam bist.
Spricht sie geheimnißvoll: so laß dich dieß nicht
schrecken.
Ein endlicher Verstand kann GOtt nie ganz entde-
cken;
GOtt bleibt unendlich hoch. Wenn er sich dir er-
klärt:

So

So glaube, was er spricht, nicht was dein Witz begehrt.
Sich seines schwachen Lichts bey GOttes Licht nicht schämen,
Ist Ruhm; und die Vernunft alsdenn gefangen nehmen,
Wenn GOtt sich offenbart, ist der Geschöpfe Pflicht;
Und weise Demuth ists, das glauben, was GOtt spricht.
Drum laß dich, frommer Christ, durch keine Zweifel kränken.
Hier bist du Kind; doch dort wird GOtt mehr Licht dir schenken.
Dort wächst mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit;
Dort ist die Zeit des Schauns, und hier des Glaubens Zeit.
Verehre stets die Schrift; und siehst du Dunkelheiten:
So laß dich deinen Freund, der mehr als du sieht, leiten.
Ein forschender Verstand, der sich der Schrift geweiht,
Ein angefochtnes Herz, hebt manche Dunkelheit.
Halt vest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden,
Und wird, so wahr GOtt ist, dein Glück im Himmel werden.

Verachte christlichgroß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort
aus GOtt.

Der Schutz der Kirche.

Wenn Christus seine Kirche schützt:
So mag die Hölle wüten,
Er, der zur Rechten GOttes sitzt,
Hat Macht ihr zu gebieten.
Er ist mit Hülfe nah;
Wenn er gebeut, stehts da.
Er schützet seinen Ruhm,
Und hält das Christenthum,
Mag doch die Hölle wüten:
GOtt sieht die Fürsten auf dem Thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
Den wollen sie nicht ehren.
Sie schämen sich des Worts,
Des Heilands, unsers Horts;
Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
Doch ihrer lachet GOtt.
Sie mögen sich empören!
Der Frevler mag die Wahrheit schmähn;
Uns kann er sie nicht rauben.
Der Unchrist mag ihr widerstehn;
Wir halten vest am Glauben.

Gelobt sey JEsus Christ!
Wer hier sein Jünger ist,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.
Auf, Christen, die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erschrecken!
Der GOtt, der von dem Himmel schaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der HErr, HErr Zebaoth
Hält über sein Gebot,
Giebt uns Geduld in Noth,
Und Kraft und Muth im Tod;
Was will uns denn erschrecken?

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt dein Herz, wie schwer es sey
Den Weg des HErrn zu wandeln,
Und täglich seinem Worte treu,
Zu denken und zu handeln.
Wahr ists, die Tugend kostet Müh,
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?
Die, die sich ihrer Laster freun,
Trifft die kein Schmerz hienieden?
Sie sind die Sclaven eigner Pein,

Und haben keinen Frieden.
Der Fromme, der die Lüste dämpft,
Hat oft auch seine Leiden;
Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt sich in Freuden.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Nimm an, GOtt hätt es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,
Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frey zu stillen;
Nimm an, GOtt lies den Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menschenhaß; was würdest du
Von diesem GOtte denken?

GOtt will, wir sollen glücklich seyn,
Drum gab er uns Gesetze.
Sie sind es, die das Herz erfreun,
Sie sind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verstand,
Und spricht durch das Gewissen.
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Fliehn, oder wählen müßen.

Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
Und Freyheit ists, sie wählen.
Ein Thier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigenthum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
GOtt ewig ähnlich werden!
Lern nur Geschmack am Wort des HErrn
Und seiner Gnade finden,
Und übe dich getreu und gern
Dein Herz zu überwinden.
Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von GOtt noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.
Du streitest nicht durch eigne Kraft;
Drum muß es dir gelingen.
GOtt ist es, welcher beydes schafft,
Das Wollen und Vollbringen
Wenn gab ein Vater einen Stein
Dem Sohn, der Brod begehrte?
Bet oft: GOtt müßte GOtt nicht seyn,
Wenn er dich nicht erhörte.
Dich stärket auf der Tugend Pfad
Das Beyspiel selger Geister;
Ihn zeigte dir, und ihn betrat
Dein GOtt und HErr und Meister.

Dich müsse nie des Frechen Spott
Auf diesem Pfade hindern;
Der wahre Ruhm ist Ruhm bey GOtt!
Und nicht bey Menschenkindern.

Sey stark, sey männlich allezeit,
Tritt oft an deine Bahre;
Vergleich' mit der Ewigkeit
Den Kampf so kurzer Jahre.
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Muth dir geben;
Und Kräfte der zukünftgen Welt,
Die werden ihn beleben.

Und endlich, Christ, sey unverzagt,
Wenn dirs nicht immer glücket;
Wenn dich, so viel dein Herz auch wagt,
Stets neue Schwachheit drücket.
GOtt sieht nicht auf die That allein,
Er sieht auf deinen Willen.
Ein göttliches Verdienst ist dein!
Dieß muß dein Herze stillen.

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich GOttes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir alles fehlet.
Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn

Und Stolz dir nur das Gute rathen:
So thue noch so gute Thaten;
Du hast vor GOtt den Lohn dahin.
Sey durch die Gaben der Natur
Das Wunder und das Glück der Erden!
Beglückest du die Menschen nur,
Um vor der Welt geehrt zu werden;
Erfüllt die Liebe nicht dein Herz
So bist du bey den größten Gaben,
Bey dem Verstand, den Engel haben,
Vor GOtt doch nur ein tönend Erz.
Bau Häuser auf, und brich dein Brod,
Das Volk der Armen zu verpflegen;
Entreiß die Wittwen ihrer Noth,
Und sey der Waysen Schutz und Segen!
Gib alle deine Habe hin:
Noch hast du nichts vor GOtt gegeben.
Wenn Lieb und Pflicht dich nicht beleben:
So ist dir alles kein Gewinn.
Thu Thaten, die der Heldenmuth
Noch jemals hat verrichten können;
Vergieß fürs Vaterland dein Blut,
Laß deinen Leib für andre brennen!
Beseelet dich nicht Lieb und Pflicht;
Bist du die Absicht deiner Thaten:
So schütz und rette ganze Staaten;
GOtt achtet deiner Werke nicht.

Läg ihm an unsern Werken nur:
So könnt er uns, sie zu vollbringen,
So leicht durch Fessel der Natur,
Durch Kräfte seiner Allmacht, zwingen.
Vor ihm, der alles schafft und giebt,
Gilt Weisheit nichts, nichts Macht und Stärke;
Er will die Absicht deiner Werke,
Ein Herz, daß ihn verehrt und liebt.

Ein Herz, von Eigenliebe fern,
Fern von des Stolzes eitlem Triebe,
Geheiligt durch die Furcht des HErrn,
Erneut durch Glauben zu der Liebe;
Dieß ists, was GOtt von uns verlangt.
Und wenn wir nicht dieß Herz besitzen:
So wird ein Leben uns nichts nützen,
Das mit den größten Thaten prangt.

Drum täusche dich nicht durch den Schein,
Nicht durch der Tugend blossen Namen.
Sieh nicht auf deine Werk allein,
Sieh auf die Quell, aus der sie kamen.
Prüf dich vor GOttes Angesicht,
Ob seine Liebe dich beselet.
Ein Herz, dem nicht der Glaube fehlet,
Dem fehlet auch die Liebe nicht.

Wohnt Liebe gegen GOtt in dir:
So wird sie dich zum Guten stärken.
Du wirst die Gegenwart von ihr
An Liebe zu dem Nächsten merken.

Die Liebe, die dich schmücken soll,
Ist gütig; ohne List und Tücke;
Beneidet nicht des Nächsten Glücke:
Sie bläht sich nicht: ist langmuths voll.
Sie deckt des Nächsten Fehler zu,
Und freut sich niemals seines Falles.
Sie suchet nicht bloß ihre Ruh;
Sie hofft und gläubt und duldet alles.
Sie ists, die dir den Muth verleiht,
Des Höchsten Wort gern zu erfüllen,
Macht seinen Sinn zu deinem Willen,
Und folgt dir in die Ewigkeit.

Der Weg des Frommen.

Wer GOttes Wege geht, nur der hat grossen Frieden,
Er widersteht der bösen Lust,
Er kämpft, und ist des Lohns, den GOtt dem Kampf beschieden,
In seiner Tugend sich bewußt.
Er merkt auf seinen Gang, geht ihn mit heilgem Muthe,
Wächst an Erkänntniß und an Kraft,
Wird aus der Schwachheit stark, und liebt und schmeckt das Gute,
Das GOtt in seiner Seele schafft.

Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
Prüft täglich sich vor seinem Thron,
Bereut der Fehler Zahl, und tilgt der Sünden
Schmerzen
Durch JEsum Christum, seinen Sohn.
Getreu in seinem Stand genießt er GOttes Ga-
ben,
Wehrt seiner Seele Geiz und Neid,
Und ist, wenn andre gleich viel Weins und Kor-
nes haben,
In GOtt bey Wenigem erfreut.
Schenkt seine Hand ihm viel; so wird er vie-
len nützen,
Und, wie sein GOtt, gutthätig seyn;
Des Freundes Glück erhöhn, verlaßene Tugend
schützen,
Und selbst den Feind in Noth erfreun.
Ihm ist es leichte Last, die Pflichten auszuüben,
Die er dem Nächsten schuldig ist;
Die Liebe gegen GOtt heißt ihn die Menschen
lieben;
Und durch die Liebe siegt der Christ.
Er kränket nie dein Glück, schützt deinen Ruhm,
dein Leben:
Denn er ehrt GOttes Bild in dir.
Er trägt dich mit Geduld, ist willig zum Ver-
geben;
Denn GOtt, denkt er, vergiebt auch mir.

Sein

Sein Beyspiel sucht dein Herz im Guten zu
bestärken;
Er nimmt an deiner Tugend Theil;
Denn alle sind von GOtt gezeugt zu guten Werken,
Und haben Einen HErrn, Ein Heil.
Dieß Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme schmecket,
Erhöht sein Glück, stillt seinen Schmerz,
Giebt ihm Geduld und Muth. Kein Tod, der ihn
erschrecket
Im Tode noch freut sich sein Herz.

Der thätige Glaube.

Wer GOttes Wort nicht hält, und spricht:
Ich kenne GOtt! der trüget;
In solchem ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort gläubt und hält,
Der ist von GOtt, nicht von der Welt.
Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein Erkenntniß steigt;
Je mehr wird diese steigen.
Der Glaub erleuchtet nicht allein;
Er stärkt das Herz, und macht es rein.
Durch JEsum rein von Missethat,
Sind wir nun GOttes Kinder.

Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Ruth der Sünder,
Folgt Christi Beyspiel, als ein Christ,
Und reinigt sich, wie Er rein ist.
Alsdenn bin ich GOtt angenehm,
Wenn ich Gehorsam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich GOttes Liebe.
Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.
Der bleibt in GOtt, und GOtt in ihm,
Wer in der Liebe bleibet.
Die Lieb ists, die die Cherubim,
GOtt zu gehorchen, treibet.
GOtt ist die Lieb; an seinem Heil
Hat ohne Lieben Niemand Theil.

Demuth.

HErr, lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sey.
HErr, lehre mich, wie oft ich fehle, merken.
Was ist der Mensch bey seinen besten Werken?
Wenn sind sie von Gebrechen frey?
Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille?
Wie oft, wenn ich auch dein Gebot erfülle,
Erfüll ichs minder, als ich soll!

Sind

Sind Lieb und Furcht stets die Bewegungsgründe
Der guten That, der unterlaßnen Sünde?
Und ist mein Herz des Eifers voll?
Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen Tugend
Der reifern Jahre meiner Zeit.
Wenn ich noch oft aus Stolz nach Tugend strebe,
Aus Menschenfurcht mich Lastern nicht ergebe;
Was ist denn meine Frömmigkeit?
Wenn ich den Geitz aus Furcht der Schande
fliehe,
Aus Weichlichkeit mich wohlzuthun bemühe,
Und mäßig bin, gesund zu seyn;
Wenn ich die Rach aus Eigennutze hasse,
Der Ehrsucht Pfad aus Trägheit nur verlasse;
Was ist an dieser Tugend mein?
Und, GOtt, wie oft sind unsre besten Triebe
Nicht Frömmigkeit, nicht Früchte deiner Liebe,
Nur Früchte der Natur und Zeit!
Wenn fühlen wir der Tugend ganze Würde?
Wenn ist dein Joch uns eine leichte Bürde,
Und dein Gebot Zufriedenheit?
Doch, HErr mein GOtt, wenn auch zu dei-
ner Ehre
Mein Herze rein, rein meine Tugend wäre;
Weß ist denn dieses Eigenthum?
Wer ließ mich früh zur Tugend unterrichten,
Mein Glück mich sehn in meines Lebens Pflichten,
Und im Gehorsam meinen Ruhm? Wer

Wer gab mir Muth, HErr, dein Gebot zu lieben?
Wer gab mir Kraft, es freudig auszuüben,
Und in Versuchung Schild und Sieg?
Weß ist die Quell, die mich mit Weisheit tränkte?
Und weß der Freund, der mich zum Guten lenkte,
Und mir den Fehler nicht verschwieg?
Du triebst mich an, daß ich das Gute wählte,
Und riefst mich oft, wenn ich des Wegs verfehlte,
Durch Stimmen deines Geists zurück:
Zogst mich durch Kreuz, durch Wohlthat auch, von Sünden,
Ließst, wenn ich rief, mich wieder Gnade finden,
Und gabst zu meiner Beßrung Glück.
Was ist der Mensch, daß du, GOtt, sein gedenkest,
Gerechtigkeit in deinem Sohn im schenkest,
Und zur Belohnung selbst ein Recht?
Und wenn ich nun durch deines Geistes Gabe,
Des Glaubens Kraft, und alle Werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer Knecht.

Geduld.

Ein Herz, o GOtt, in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem Heile schuldig.
Laß mich die Pflicht, die wir so oft vergessen,
Täglich ermessen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter!
Bin ich vor dir, HErr, nicht ein Uebertreter?
Thu ich zu viel, wenn ich die schweren Tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o GOtt, wenn wir das Böse dulden,
Erdulden wir nur unsrer Thorheit Schulden!
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübsal der Frommen!

Ist Dürftigkeit, in der die Trägen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wollust tragen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden,
Christliches Leiden?

Ist deren Quaal, die deinen Rath verachtet,
Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
Und die sich jezt in finstrer Schwermuth quälen,
Prüfung der Seelen?

Doch selbst, o GOtt! in Strafen unsrer Sünden
Läßst du den Weg zu unserm Heil uns finden,
Wenn wir sie uns, die Missethat zu hassen,
Züchtigen lassen.

Jag ich nur nach dem Frieden im Gewissen:
Wird alles mir zum Besten dienen müssen.
Du, HErr, regierst, und ewig wirkt dein Wille
Gutes die Fülle.

Ich bin ein Gast und Pilger auf der Erden,
Nicht hier, erst dort, dort soll ich glücklich wer-
den;
Und gegen euch, was sind, ihr ewgen Freuden,
Dieser Zeit leiden?
Wenn ich nur nicht mein Elend selbst ver-
schulde;
Wenn ich, als Mensch, als Christ, hier leid und
dulde:
So kann ich mich der Hülfe der Erlösten
Sicher getrösten.
Ich bin ein Mensch, und Leiden müßen kränken;
Doch in der Noth an seinen Schöpfer denken,
Und ihm vertraun, dieß stärket unsre Herzen
Mitten in Schmerzen.
Schau über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! wer spricht: Bis hieher! zu dem
Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?
Willst du so viel, als der Allweise, wissen?
Izt weist du nicht, warum du leiden müssen;
Allein du wirst, was seine Wege waren,
Nachmals erfahren.
Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geistes zu empfahen,

Und

Und mit dem Trost der Hülfe, die wir merken,
Andre zu stärken.
Das Kreuz des HErrn wirkt Weisheit und
Erfahrung;
Erfahrung giebt dem Glauben Muth und Nahrung.
Ein starkes Herz steht in der Noth noch veste.
Hoffe das Beste!

Gelassenheit.

Was ists, daß ich mich quäle?
Harr seiner, meine Seele,
Harr, und sey unverzagt!
Du weist nicht, was dir nützet;
GOtt weiß es, und GOtt schützet,
Er schützet den, der nach ihm fragt.
Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh ich die Welt noch sah.
Eh ich mich selbst noch kannte,
Eh ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hülfe nah.
Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem GOtt nicht verborgen,
Der alles sieht und hört;
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wärs auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden;
Die Luft der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig, wie mein Geist, besteht.

Was dieses Glück vermehret,
Sey mir von dir gewähret!
GOtt, du gewährst es gern.
Was dieses Glück verletzet,
Wenns alle Welt auch schätzet,
Sey, HErr, mein GOtt, mir ewig fern!

Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,
Noch schwerer Haß und Spott:
So harr ich, und bin stille
Zu GOtt; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur, geschehe, o GOtt!

Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich.
Was kann mir wiederfahren,
Wenn GOtt mich will bewahren?
Und er, mein GOtt, bewahret mich.

Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.
Ja, klage! GOtt erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?
Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.
Genieſſe, was dir GOtt beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.
GOtt ist der HErr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wirs zu wünschen pflegen,
Doch so, wie ers uns heilsam fand.
Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.
Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;

Besorge deines Stands Geschäffte,
Und nütze deine Lebenszeit.
Bey Pflicht und Fleiß sich GOtt ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn,
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
HErr, lehre diesen Weg mich gehn!

Das Glück eines guten Gewissens.

Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen:
So ist für mich, wenn andre zagen müssen,
Nichts schreckliches in der Natur.
Dieß sey mein Theil!
Dieß soll mir niemand rauben;
Ein reines Herz von ungefärbten Glauben,
Der Friede GOttes nur ist Heil.
Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde schweiget;
Wenn GOttes Geist in meinem Geiste zeuget,
Daß ich sein Kind und Erbe bin!
Und diese Ruh,
Den Trost in unserm Leben,
Sollt ich für Lust, für Lust der Sinne geben?
Dieß lasse GOttes Geist nicht zu!
In jene Pein,
Mich selber zu verklagen,
Der Sünde Fluch mit mir umher zu tragen;
In diese stürzt ich mich hinein? Laß

Laß auch die Pflicht,
Dich selber zu besiegen,
Die schwerste seyn! sie ists; doch welch Vergnügen
Wird sie nach der Vollbringung nicht!
Welch Glück! zu sich
Mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt in mir des Bösen Lust entbrennen;
Doch, Dank sey GOtt! ich schützte mich.
Und welch Gericht!
Selbst zu sich sagen müssen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verschlieffen;
Und doch verschloß ich mir ihn nicht.
Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz versüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.
Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden stillen;
Im schwersten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem HErrn zufriednes Herz.
Was giebt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angst die niedren Seelen schmachten?
Ein ruhig Herz, dieß größre Gut.
Was ist der Spott,
Den ein Gerechter leidet?
Sein wahrer Ruhm! Denn wer das Böse meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bey GOtt.

Im Herzen rein,
Hinauf gen Himmel schauen,
Und sagen: GOtt, du GOtt, bist mein Vertrauen!
Welch Glück, o Mensch, kann größer seyn?
Sieh, alles weicht,
Bald wirst du sterben müssen.
Was wird alsdenn dir deinen Tod versüssen?
Ein gut Gewissen macht ihn leicht.
Heil dir, o Christ,
Der diese Ruh empfindet,
Und der sein Glück auf daß Bewußtseyn gründet,
Daß nichts verdammlichs an ihm ist!
Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme sprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
GOtt ist es, dessen Hand mich hält.

Die Wachsamkeit.

Nicht, daß ichs schon ergriffen hätte;
Die beste Tugend bleibt noch schwach;
Doch, daß ich meine Seele rette,
Jag ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachsamkeit
Verliert sich bald in Sicherheit.
So lang ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht.
Der sehe zu, daß er nicht falle,

Der

Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.
Auch die bekämpfte böse Lust
Stirbt niemals ganz in unsrer Brust.
Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit;
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.
Oft ist die Aendrung deiner Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur.
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie; doch du wechselst nur;
Dein Herz fühlt einen andern Reiz,
Dein Stolz wird Wollust, oder Geiz.
Oft ist es Kunst und Eigenliebe,
Was andern strenge Tugend scheint.
Der Trieb des Neids, der Schmähsucht Triebe
Erweckten dir so manchen Feind;
Du wirst behutsam, schränkst dich ein,
Fliehst nicht die Schmähsucht, nur den Schein.
Du denkst, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der Andern Tugend fällt;
So werde nichts dein Herz verführen:
Doch jedes Herz hat seine Welt.
Den; welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.

Oft schläft der Trieb in deinem Herzen.
Du scheinst von Rachsucht dir befreyt;
Jetzt sollst du eine Schmach verschmerzen,
Und sieh, dein Herz wallt auf und bräut,
Und schilt so lieblos und so hart,
Als es zuerst gescholten ward.

Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im Stillen tugendhaft:
Kaum lachet uns die Welt entgegen;
So regt sich unsre Leidenschaft.
Wir werden im Geräusche schwach,
Und geben endlich strafbar nach.

Du opferst GOtt die leichtern Triebe
Durch einen strengen Lebenslauf;
Doch opferst du, wills seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf?
Dieß ist das Augen, dieß der Fuß,
Die sich der Christ entreißen muß.

Du fliehst, geneigt zu Ruh und Stille,
Die Welt, und liebst die Einsamkeit;
Doch bist du, förderts GOttes Wille,
Auch dieser zu entfliehn bereit?
Dein Herz haßt Habsucht, Neid und Zank;
Fliehts Unmuth auch und Müßiggang?

Du bist gerecht; denn auch bescheiden?
Liebst Mäßigkeit; denn auch Geduld?
Du dienest gern, wenn andre leiden;
Vergiebst du Feinden auch die Schuld?

Von allen Lastern sollst du rein,
Zu aller Tugend willig seyn.
Sey nicht vermessen! wach und streite;
Denk nicht, daß du schon gnug gethan.
Dein Herz hat seine schwache Seite,
Die greift der Feind der Wohlfahrt an.
Die Sicherheit droht dir den Fall;
Drum wache stets, wach überall!

Die Liebe des Nächsten.

So jemand spricht: Ich liebe GOtt!
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit GOttes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder.
GOtt ist die Lieb, und will, daß ich
Den Nächsten liebe, gleich als mich.
Wer dieser Erden Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden;
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe GOttes nicht.
Wer seines Nächsten Ehre schmäht,
Und gern sie schmähen höret,
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
Und nichts zum Besten kehret;

Nicht dem Verleumder widerspricht,
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rath, mit Trost und Schutz,
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht;
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer harret, bis ihn anzuflehn,
Ein Dürftger erst erscheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beyzustehn,
Der im Verborgnen weinet;
Nicht gütig spricht, obs ihm gebricht;
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Härt und Vorwurf quälet.
Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
So bald sein Nächster fehlet;
Wie bleibt bey seinem Ungestüm
Die Liebe GOttes, wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachet,
Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet;
Nur sorglos ihnen Gaben giebt,
Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht,
Stets durch die That zu lieben.

Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu,
Und sorgst dafür: so liebest du.
Ermattet dieser Trieb in dir:
So such ihn zu beleben:
Sprich oft: GOtt ist die Lieb, und mir
Hat er sein Bild gegeben.
Denk oft: GOtt, was ich bin, ist dein;
Sollt ich, gleich dir, nicht gütig seyn?
Wir haben Einen GOtt und HErrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern;
Denn wir sind alle Brüder.
GOtt schuff die Welt nicht bloß für mich:
Mein Nächster ist sein Kind, wie ich.
Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
Die GOtt durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Daß GOtt mich schuff, und mich versühnt,
Hab ich dieß mehr, als sie, verdient?
Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du HErr von meinen Tagen!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Frommen hier gethan,
Den Kleinsten auch von diesen,
Das sieht Er, mein Erlöser, an,
Als hätt ichs ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt ein Mensch noch seyn,
Und GOtt in Brüdern nicht erfreun?
Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gib mir, GOtt, durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu Schaden sucht.
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.
Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht.
Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen;
Dieß ist des HErrn Gebot.
Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld,
Und litt, so viel er leiden mußte,
Mit Sanftmuth und Geduld.

Will ich, sein Jünger, wiederschelten,
Da er nicht wiederschallt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?

Wahr ists, Verleumdung dulden müssen,
Ist eine schwere Pflicht.
Doch selig, wenn ein gut Gewissen
Zu unsrer Ehre spricht!

Dieß will ich desto mehr bewahren;
So bessert mich mein Feind,
Und lehrt mich, weiser nur verfahren,
Indem ers böse meynt.

Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir ersann;
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wissen kann.

So will ich mich durch Sanftmuth rächen,
An ihm das Gute sehn,
Und dieses Gute von ihm sprechen;
Wie könnt er länger schmähn!

In seinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn,
Und als ein Christ bereit zum Frieden,
Bereit zu Diensten seyn.

Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im Stillen für ihn beten,
Und GOtt vertraun, GOtt schützt.

Das natürliche Verderben des Menschen.

Wer bin ich von Natur, wenn ich mein Innres
prüfe?
O wie viel Greul läßt mich mein Herze sehn!
Es ist verderbt; darum verbirgt mirs seine Tiefe,
Und weigert sich, die Prüfung auszustehn.
Der Weisheit erster Schritt ist seine Thorheit
kennen,
Und diesen Schritt, wie oft verwehrt mirs ihn!
Voll Eigenlieb und Stolz will sichs nicht strafbar
nennen,
Der Reu entgehn, doch nicht den Fehler fliehn.
Wahr ists, ich find in mir noch redendes Ge-
wissen,
In der Vernunft noch Kenntniß meiner Pflicht.
Ich kann mein Auge nie der Tugend ganz ver-
schliessen,
Und oft scheint mir ein Stral von ihrem Licht.
Doch schwaches Licht, das mir den Reiz der
Tugend zeiget,
Und vom Verstand nicht bis zum Herzen dringt!
Vergebens lehret er, das Herz bleibt ungebeuget,
Hat sein Gesetz, und folgt ihm unbedingt.
Ein Richter in mir selbst stört oft des Herzens
Ruhe;
Er klagt mich an. Ich steh erschrocken still;

Und

Und billige nicht mehr das Böse, das ich thue,
Und thue nicht das Gute, das ich will.
Verstellung, die ich doch an meinem Nächsten
hasse,
Erlaub ich mir, Und halt es für Gewinn,
Wenn ich im falschen Licht mich andern sehen lasse,
Und scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin.
Ich weis, daß der Besitz der Güter dieser Erden
Der Seele nie das wahre Glück verleiht;
Doch bleiben sie mein Wunsch; und um beglückt zu
werden,
Erring ich mir die Last der Eitelkeit.
Ich weis, wie groß es sey, aus Ueberlegung
handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl.
Durch falschen Schein getäuscht, eil ich, ihm nach-
zuwandeln,
Und Leidenschaft und Irrthum steckt mein Ziel.
Ein gegenwärtig Gut versäum ich zu geniessen,
Flieh, was mich sucht, und suche, was mich flieht.
Im Glücke bin ich stolz, verzagt in Kümmernissen,
Und ohne Ruh um Ruhe stets bemüht.
Mein Nächster hat ein Recht auf viele meiner
Pflichten,
Doch wird dieß Recht so oft von mir entweiht.
Versagt er mir die Pflicht: so eil ich, ihn zu rich-
ten;
Und sein Versehn ist Ungerechtigkeit.

Nicht Liebe gegen GOtt heißt mich dem Nächsten dienen,
Mehr Eigenlieb und niedrer Eigennutz.
Aus ihnen fließt Betrug, Verstellung; und in ihnen
Findt Neid und Haß, und Stolz und Härte Schutz.
GOtt ehren ist mein Ruf. Wenn ich den Ruf betrachte,
Was find ich da für Mängel meiner Pflicht!
Die Wunder der Natur, die GOtt zu Lehrern machte,
Stehn vor mir da, und diese hör ich nicht.
Und heißt ihr Anblick mich auf seine Weisheit schlieſſen,
Auf Güt und Macht: so schließt nur mein Verstand.
Das Herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das Gewissen,
Und GOtt, mein HErr und Vater, unerkannt.
Er schenkt mir so viel Glück. Gebrauch ich seine Güte
Zu meinem Heil; und geb ich ihr Gehör?
Nein durch den Mißbrauch selbst verschließ ich mein Gemüthe
Der Dankbarkeit und Liebe desto mehr.
Oft sagt mir mein Verstand, daß des Allmächtigen Gnade
Das größte Gut, der Trost des Lebens ist,
Und welche Schulden ich auf mein Gewissen lade,
Wenn sie mein Herz für Menschengunst vergißt;

Und

Und doch, o GOtt, wie oft geb ich dieß Glück
der Seelen,
Dir werth zu seyn, für kindischen Gewinn,
Für einen Ruhm der Welt, für Lüste die mich quä-
len,
Für Eitelkeit, uud für ein Nichts dahin!
GOtt ist der HErr der Welt; auf seine Hül-
fe bauen
Ist meine Pflicht. Doch wenn gehorch ich ihr?
Bald bebt mein Herz vor Furcht, und bald ist das
Vertrauen,
Das mich beseelt, nur ein Vertraun zu mir.
Dieß ist des Menschen Herz. Wer hat dieß
Herz verheeret?
So kam es nicht, o GOtt, aus deiner Hand.
Der Mensch durch eigne Schuld hat seine Würd
entehret;
Und beydes fiel, sein Herz und sein Verstand.
Doch so verderbt wir sind, so schwach, uns
selbst zuheilen:
So steuret GOtt doch der Verdorbenheit,
Läßt durch sein heilig Wort uns neue Kraft er-
theilen,
Licht der Vernunft, dem Herzen Reinigkeit.
Und du willst dieser Kraft, o Mensch, dich
widersetzen?
Sie beut sich an; du aber wehrest ihr?

Und

Und willst des größten Glüks dich selber unwerth
schätzen?
Erkenne GOtt, noch steht dein Heil bey dir!

Wider den Uebermuth.

Was ist mein Stand, mein Glück, und iede
gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o GOtt, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.
Wenn ich vielleicht der Welt mehr, als mein
Nächster, nütze;
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er, besitze;
Wer gab mir ihn, als du?
Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut,
begegnet;
Bin ich dein beßrer Knecht?
Giebt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?
Wenn ich geehrt und groß, in Würden mich
erblicke;
GOtt, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft, bey seinem kleinern
Glücke,
Viel würdiger, als ich?

Wie könnt ich mich, o GOtt, des Guten
überheben,
Und meines schwachen Lichts?
Was ich besitz, ist dein. Du sprichst, so bin ich
Leben;
Du sprichst! so bin ich nichts.
Von dir kömmt das Gedeyn, und jede gute
Gabe
Von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o GOtt, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Wahrnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde;
Und ihre Freuden werden pein.
Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen.
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Bspiel, Witz, und Zeitvertreib.
Der Mensch, zu Fleiß und arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäffte.
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
In Schweisse deines Angesichts.
Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach auch du ihn früh zu dämpfen,
Eh er die Freyheit dir verwehrt,
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ists, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.
Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundschaft war.
Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen:
Es wird das Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,

Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt
Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die That verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ists Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?
Begierden sind es, die uns schänden,
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht,
Wenn du vor ihnen nicht erröthest.
Nicht durch den Geist die Lüste tödest:
So ruhme dich der Keuschheit nicht.
Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.
Denk oft bey dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschliessen:
So sieht und findet mich doch GOtt,
Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,

Da Keuschheit Heil und leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird GOtt wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen GOtt ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

Drum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach, und rufe GOtt um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Wider den Geiz.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt,
Als Schätze dieser Erden!
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden,
Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über diese Welt erhebt.

Wahr ist es, GOtt verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu besitzen.
Er gab sie uns, und auch die Pflicht,
Mit Weisheit sie zu nützen.
Die dürfen unser Herz erfreun,
Und unsers Fleisses Antrieb seyn.

Doch nach den Gütern dieser Zeit
Mit ganzer Seele schmachten,
Nicht erst nach der Gerechtigkeit
Und GOttes Reiche trachten:
Ist dieses eines Menschen Ruf,
Den GOtt zur Ewigkeit erschuf?

Der Geiz erniedrigt unser Herz;
Erstickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein schimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, so viel er an sich reißt,
Läßt dich kein Gut geniessen;

Er quält durch Habsucht deinen Geist,
Und tödtet dein Gewissen,
Und reißt durch schmeichlenden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.
Um wenig Vortheil wird er schon
Aus dir mit Meineid sprechen;
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Wittwen Flehn,
Der Waysen Thränen widerstehn.
Wie könnt ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohlthat Freuden schmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hülf entdecken?
Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?
Du bist ein Vater; und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern,
Und lässest dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern;
Und glaubst, du habst sie wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich, gemacht.
Du hast ein richterliches Amt;
Und du wirst dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht recht zu sprechen;
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.

Gewinnsucht raubt dir Muth und Geist,
Die Wahrheit frey zu lehren;
Du schweigst, wenn sie dich reden heißt,
Ehrst, wo du nicht sollst ehren,
Und wirst um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Pest der Welt.
Erhalte mich, o GOtt, dabey,
Daß ich mir gnügen lasse,
Geiz ewig als Abgötterey
Von mir entfern, und hasse.
Ein weises Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut.

Trost eines schwermüthigen Christen.

Du klagst, o Christ in schweren Leiden,
Und seufzest, daß der Geist der Freuden
Von dir gewichen ist.
Du klagst und rufst: HErr, wie so lange?
Und GOtt verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von GOtt verlassen bist.
Sind meine Sünden mir vergeben;
Hat GOtt mir Sünder Heil und Leben
In seinem Sohn verliehn:
Wo sind denn seines Geistes Triebe?
Warum empfind ich nicht die Liebe,
Und hoffe nicht getrost auf ihn?

Mühselig, sprichst du, und beladen
Hör ich den Trost vom Wort der Gnaden
Und ich empfind ihn nicht;
Bin abgeneigt vor GOtt zu treten;
Ich bet, und kann nicht gläubig beten;
Ich denke GOtt, doch ohne Licht.

Sonst war mirs Freude, seinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen:
Sein Wort war mir gewiß.
Jetzt kann ichs nicht zu Herzen fassen,
Und meine Kraft hat mich verlassen,
Und meinen Geist deckt Finsterniß.

Oft fühl ich Zweifel, die mich quälen,
Heul oft vor Unruh meiner Seelen,
Und meine Hülf ist fern.
Ich suche Ruh, die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmuth, keine Furcht des HErrn.

Zag nicht, o Christ, denn deine Schmerzen
Sind sichre Zeugen beßrer Herzen,
Als dir das deine scheint.
Wie könntest du dich so betrüben,
Daß dir die Kraft fehlt, GOtt zu lieben
Wär nicht dein Herz mit ihm vereint?

Kein Mensch vermag GOtt zu erkennen,
Noch JEsum einen HErrn zu nennen,
Als durch den heiligen Geist.
Hast du nicht diesen Geist empfangen?

Er ists, der dich nach GOtt verlangen,
Und sein Erbarmen suchen heißt.
Vertrau auf GOtt. Er wohnt bey denen,
Die sich nach seiner Hülfe sehnen;
Er kennt und will dein Glück.
Er höret deines Weinens Stimme;
Verbirgt er gleich in seinem Grimme
Sich einen kleinen Augenblick.
GOtt ließ so manchen seiner Frommen
In dieß Gefühl des Elends kommen,
und stund ihm mächtig bey.
Du sollst dein Nichts erkennen lernen,
Sollst das Vertraun auf dich entfernen,
Und sehn, was GOttes Gnade sey.
Vor Sicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich seine Streng erfahren,
Und schickt dir diese Last.
Er reinigt dich wie Gold im Feuer,
Macht dir das Heil der Seele theuer,
Damit du halteſt, was du hast.
So wie ein Vater über Kinder,
Erbarmet GOtt sich über Sünder,
Die seinen Namen scheun.
Dein Seufzen ist ihm nicht verborgen.
So fern der Abend ist vom Morgen,
Läßt er von dir die Sünde seyn.
Zwar ist um Trost dir jetzo bange;
Denn alle Züchtigung, so lange

Sie da ist, scheint uns hart.
Doch nachmals wird sie friedsam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch sie geübet ward.
Fahr fort zu beten und zu wachen.
GOtt ist noch mächtig in den Schwachen,
Ist Güte für und für.
Laß dir an seiner Gnade gnügen,
Sein Wort ist wahr, und kann nicht trügen:
Ich stärke dich, ich helfe dir!
Auf, fasse dich in deinen Nöthen!
Sprich: wollte mich der HErr auch tödten:
So harr ich dennoch seiner.
Mir bleibt das Erbtheil der Erlösten
Und will mich GOtt nicht eher trösten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O HErr mein GOtt! durch den ich bin und lebe,
Gib, daß ich mich in deinen Rath ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thust, mir theuer seyn.
Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb und Stärke.
Du, HErr, erbarmst dich aller deiner Werke.
Was zag ich einen Augenblick?
Du bist mein GOtt, und willst mein Glück.

Von

Von Ewigkeit hast du mein Loos entschieden.
Was du bestimmst, das dient zu meinem Frieden.
Du wogst mein Glück, du wogst mein Leid,
Und was du schickst, ist Seligkeit.

Gefällt es dir: so müsse keine Plage
Sich zu mir nahn: gib mir zufriedne Tage:
Allein verwehrts mein ewig Heil:
So bleibe nur dein Trost mein Theil.

Du giebst aus Huld uns dieser Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängst du unsre Leiden.
Ist nur mein Weh nicht meine Schuld:
So zag ich nicht. Du giebst Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabst, verlieren,
Und willst du, GOtt, mich rauhe Wege führen:
So wirst du, denn du hörst mein Flehn,
Mir dennoch eine Hülf ersehn.

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen sterben
HErr, wie du willst! Soll ich den Himmel erben,
Und dieser ist im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir schrecklich seyn?

In Krankheit.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl!
So will ich denn gelassen

Mich auch im Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?
Ja, HErr, ich bin ein Sünder,
Und stets strafst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.
Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinen Besten dient?
Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben,
Mehr lieben, als den HErrn.
Dir, GOtt, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menschen bauen;
Du hilfst und du errettest gern.
Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Jetzt hat mein Geist noch Kräfte;
Sein Heil laß mein Geschäfte
Dein Wort mir Trost und Leben seyn.
Wenn ich in Christo sterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bey mir in der Noth.
Ich will dem Kummer wehren,
GOtt durch Geduld verehren,

Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der HErr wird alles lenken;
Und was mir gut ist, wird geschehn.

Vom Tode.

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil ich zu dem Grabe.
Und was ists, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk, o Mensch an deinen Tod,
Säume nicht; denn Eins ist noth.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben,
Nichts wird dich im Tod erfreun;
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen.
Das vor GOtt dir Zeugniß giebt,
Wird dir deinen Tod versüssen,
Dieses Herz, von GOtt erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letsten Noth
Freunde hülflos um dich beben?
Dann wird über Welt und Tod

Dich dieß reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht;
GOtt ist deine Zuversicht.

Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte GOtt, und bet und wache.
Sorge nicht, wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist GOttes Sache.
Lern nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern auch seiner dich erfreun.

Ueberwind ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weis, an wen ich gläube,
Und ich weis, ich werd ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe.
Er, der rief: Es ist vollbracht!
Nahm dem Tode seine Macht.

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken;
Sprich: HErr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich selbst bedenken;
Lehre du michs jeden Tag
Daß ich weiser werden mag.

Betrachtung des Todes.

Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
Sein Leben ist ein fallend Laub;
Und dennoch schmeichelt er sich gern,
Der Tag des Todes sey noch fern.

Der

Der Jüngling hofft des Greises Ziel,
Der Mann noch seiner Jahre viel,
Der Greis zu vielen noch ein Jahr,
Und keiner nimmt den Irrthum wahr.

Sprich nicht: ich denk in Glück und Noth
Im Herzen oft an meinen Tod,
Der, den der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.

Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu thun, was uns der HErr gebeut,
Und unsers Lebens kleinster Theil
Ist eine Frist zu unserm Heil.

Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt GOtt alles an das Licht,
Und macht, was hier verborgen war,
Den Rath der Herzen offenbar.

Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So sey doch wacker und bereit;
Prüf deinen Glauben, als ein Christ,
Ob er durch Liebe thätig ist.

Ein Seufzer in der letsten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor GOttes Thron gerecht zu seyn,
Dieß macht dich nicht von Sünden rein.

Ein Herz, das GOttes Stimme hört,
Ihr folgt, und sich vom Bösen kehrt;
Ein gläubig Herz von Lieb erfüllt,
Dieß ist es, was in Christo gilt.

Die Heiligung erfordert Müh;
Du wirkst sie nicht, GOtt wirket sie.
Du aber ringe stets nach ihr,
Als wäre sie ein Werk von dir.

Der Ruf des Lebens, das du lebst,
Dein höchstes Ziel, nach dem du strebst,
Und deiner Tage Rechenschaft
Ist Tugend in des Glaubens Kraft.

Ihr alle seine Tage weihn,
Heißt eingedenk des Todes seyn;
Und wachsen in der Heiligung,
Ist wahre Todserinnerung.

Wie oft vergeß ich diese Pflicht!
HErr, geh mit mir nicht ins Gericht;
Druck selbst des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich.

Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o GOtt, erforschen mag,
Ob Liebe, Demuth, Fried und Treu,
Die Frucht des Geistes in ihm sey.

Daß ich zu dir um Gnade fleh,
Stets meiner Schwachheit widersteh,
Und einstens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf: Es ist vollbracht!

Beständige Erinnerung des Todes.

Was sorgst du ängstlich für dein Leben?
Es GOtt gelassen übergeben,
Ist wahre Ruh und deine Pflicht.
Du sollst es lieben, weislich nützen,
Es dankbar, als ein Glück, besitzen,
Verlieren, als verlörst dus nicht.

Der Tod soll dich nicht traurig schrecken;
Doch dich zur Weisheit zu erwecken,
Soll er dir stets vor Augen seyn.
Er soll den Wunsch zu leben mindern,
Doch dich in deiner Pflicht nicht hindern,
Vielmehr die Kraft dazu verleihn.

Ermattest du in deinen Pflichten:
So laß den Tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner Tage sind.
Sprich: Sollt ich Gutes wohl verschieben?
Nein, meine Zeit, es auszuüben,
Ist kurz, und sie verfliegt geschwind.

Denk an den Tod, wenn böse Triebe,
Wenn Lust der Welt und ihre Liebe
Dich reizen; und ersticke sie.
Sprich: kann ich nicht noch heute sterben?
Und könnt ich auch die Welt erwerben,
Begieng ich doch solch Uebel nie.

Denk an den Tod, wenn Ruhm und Ehren,
Wenn deine Schätze sich vermehren,

Daß du sie nicht so heftig liebst.
Denk an die Eitelkeit der Erden,
Daß, wenn sie dir entrissen werden,
Du dann dich nicht zu sehr betrübst.

Denk an den Tod bey frohen Tagen.
Kann deine Lust sein Bild vertragen:
So ist sie gut und unschuldsvoll.
Sprich, dein Vergnügen zu versüssen:
Welch Glück werd ich erst dort geniessen,
Wo ich unendlich leben soll!

Denk an den Tod, wenn deinem Leben
Das fehlt, wornach die Reichen streben:
Sprich: Bin ich hier, um reich zu seyn?
Heil mir! wenn ich in Christo sterbe,
Dann ist ein unbeflecktes Erbe,
Dann ist der Himmel Reichthum mein.

Denk an den Tod, wenn Leiden kommen;
Sprich: Alle Trübsal eines Frommen
Ist zeitlich und im Glauben leicht.
Ich leide: doch von allem Bösen
Wird mich der Tod bald, bald erlösen:
Er ists, der mir die Krone reicht.

Denk an den Tod, wenn freche Rotten,
Des Glaubens und der Tugend spotten,
Und Laster stolz ihr Haupt erhöhn.
Sprich bey dir selbst: GOtt trägt die Frechen;
Doch endlich kömmt er, sich zu rächen,
Und plötzlich werden sie vergehn.

Denk an den Tod, zur Zeit der Schrecken,
Wenn Pfeile GOttes in dir stecken;
Du rufst, und er antwortet nicht.
Sprich: Sollte GOtt mich ewig hassen?
Er wird mich sterbend nicht verlassen;
Dann zeigt er mir sein Angesicht.
So suche dir in allen Fällen
Den Tod oft, lebhaft, vorzustellen;
So wirst du ihn nicht zitternd scheun;
So wird er dir ein Trost in Klagen,
Ein weiser Freund in guten Tagen,
Ein Schild in der Versuchung seyn.

Trost des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.
Wahr ists, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen seligen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh
Nimmt in der Seelen ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind der öfter siegt, als fällt:
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hie kann der Mensch nie frey von Pein,
Nie frey von eigner Schwachheit seyn.

Hier such ichs nur, dort werd ichs finden;
Dort werd ich heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich grossen Werth.
Den GOtt der Liebe werd ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heilger Wille
Mein Will und meine Wohlfahrt seyn;
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle,
Am Throne GOttes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;

Da denkt mein Geist, mit Preis und Dank,
Die Schickung im Zusammenhang.
Da werd ich zu dem Throne dringen,
Wo GOtt, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig, singen
Dem Lamme, das erwürget ward.
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.
Da werd ich in der Engel Schaaren
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.
Da werd ich dem den Dank bezahlen,
Der GOttes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionen malen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da sind ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.
Da ruft, o möchte GOtt es geben!
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil sey dir! den du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet; du!
O GOtt, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!

Was seyd ihr Leiden dieser Erden,
Doch gegen jener Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie gar nichts, gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh!

Innhalt

Innhalt der Oden und Lieder.

Bitten S. 19
Das Gebet. 20
Allgemeines Gebet. 24
Morgengesang. 26
Prüfung am Abend. 28
Abendlied. 30
Abendlied. 31
Danklied. 33
Weihnachtslied. 35
Weihnachtslied. 36
Am neuen Jahre. 38
Passionslied. 40
Passionslied. 43
Trost der Erlösung. 47
Osterlied. 50
Osterlied. 52
Osterlied. 55
Auf die Himmelfahrt des Erlösers 56
Am Communiontage. 59
Wider den Aufschub der Bekehrung. 61
Bußlied. 65
Lied am Geburtstage. 66
Preis des Schöpfers. 68
Die Ehre GOttes aus der Natur. 70
GOttes Macht und Vorsehung. 71
Vertrauen auf GOttes Vorsehung 73

Versicherung der Gnade GOttes. 75
Die Güte GOttes. 76
Vom Worte GOttes. 78
Ermunterung die Schrift zu lesen. 79
Der Schutz der Kirche. 82
Der Kampf der Tugend. 83
Von der Quelle der guten Werke. 86
Der Weg der Frommen. 89
Der thätige Glaube. 91
Demuth. 92
Geduld. 94
Gelassenheit. 97
Zufriedenheit mit seinem Zustande. 99
Das Glück eines guten Gewissens. 100
Die Wachsamkeit. 102
Die Liebe des Nächsten. 105
Die Liebe der Feinde. 108
Das natürliche Verderben des Menschen 110
Wider den Uebermuth. 114
Warnung von der Wollust. 115
Wider den Geiz. 119
Trost eines schwermüthigen Christen. 121
Um Ergebung in den göttlichen Willen. 124
In Krankheit. 125
Vom Tode. 127
Betrachtung des Todes. 128
Beständige Erinnerung des Todes. 131
Trost des ewigen Lebens. 133

Ver-

Verzeichniß

derjenigen Lieder, welche Kirchenmelodien haben.

Bitten. S. 19
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.
Allgemeines Gebet. 24
Mel. Für deinen Thron tret ich hier= mit ꝛc.
Morgengesang. 26
Mel. Ich dank dir schon durch deinen Sohn ꝛc.
Prüfung am Abend. 28
Mel. O HOtt du frommer GOtt ꝛc.
Abendlied: Für alle Güte sey gepreist. 30
Mel. Mit meinem GOtt geh ich zur Ruh ꝛc.
Abendlied: HErr, der du mir das Leben. 31
Mel. Nun ruhen alle Wälder ꝛc.
Weihnachtslied: Auf schicke dich ꝛc. 35
Mel. Wir Christenleut ꝛc.
Weihnachtslied: Dieß ist der Tag den GOtt gemacht ꝛc. 36
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.
Am neuen Jahre. 38
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.

Paßions=

Paßionslied: HErr, stärke mich, dein Lei-
den zu bedenken ꝛc. 40
Mel. Herzliebster JEsu, was hast du
verbrochen ꝛc.
Paßionslied: Erforsch mich, HErr, erfahr
mein Herz ꝛc. 43
Mel. Ein Lämmlein geht und trägt die
Schuld ꝛc.
Osterlied: Erinnre dich, mein Geist, ꝛc. 50
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich
her ꝛc.
Osterlied: Freywillig hab ichs darge-
bracht ꝛc. 52
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.
Osterlied: JEsus lebt, mit ihm auch ich. 55
Mel. JEsus meine Zuversicht ꝛc.
Am Communiontage. 59
Mel. O König dessen Majestät ꝛc.
Wider den Aufschub der Bekehrung. 61
Mel. O GOtt du frommer GOtt ꝛc.
Preis des Schöpfers. 65
Mel. Sey Lob und Ehr dem höchsten
Gut ꝛc.
Vertrauen auf GOttes Vorsehung. 73
Mel. Was GOtt thut, das ist wohlge-
than ꝛc.
Versicherung der Gnade GOttes. 75
Mel. Kommt her zu mir spricht GOttes
Sohn ꝛc.

Vom

Vom Worte GOttes. 78
Mel. Ach GOtt und HErr ꝛc.
Ermunterung die Schrift zu lesen. 79
Mel. O GOtt, du frommer GOtt ꝛc.
Der Schutz der Kirche. 82
Mel. Ein' veste Burg ist unser GOtt ꝛc.
Der Kampf der Tugend. 83
Mel. Durch Adams Fall ist ganz verderbt ꝛc.
Der thätige Glaube. 91
Mel. Machs mit mir, GOtt, nach deiner Güte ꝛc.
Geduld. 94
Mel. Herzliebster JEsu, was hast du verbrochen ꝛc.
Gelassenheit. 97
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.
Die Wachsamkeit. 102
Mel. Wer nur den lieben GOtt laßt walten ꝛc.
Die Liebe des Nächsten. 105
Mel. Machs mit mir GOtt nach deiner Güt ꝛc.
Wider den Geiz. 119
Mel. Wohl dem, der sich auf seinen GOtt ꝛc.
In Krankheit. 125
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.
Vom Tode: Meine Lebenszeit verstreicht ꝛc. 127
Mel. JEsus meine Zuversicht ꝛc. Be-

Betrachtung des Todes: Wie sicher lebt der Mensch, ꝛc. 128
Mel. HErr JEsu Christ, meins Lebens Licht ꝛc.
Trost des ewigen Lebens. 133
Mel. Wer nur den lieben GOtt läßt walten ꝛc.

Von den

Trostgründen

wider

ein siechtes Leben,

von

C. F. Gellert.

MDCCLXV.

Von den Trostgründen wider ein sieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Lesern zu sagen, ehe ich mit ihnen von den Trostgründen wider ein sieches Leben rede, daß ich selber mit diesem Uebel seit verschiedenen Jahren beschweret bin. Es ist wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von diesen Gründen handeln werde, als ein anderer: aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache sprechen, wenn man sie selber empfunden hat. Es giebt eine gewisse Beredsamkeit des Herzens, die nicht so wohl durch den Verstand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterstützet wird.

Sie erwecket die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der seine Leser in diese Gemüthsverfassung setzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal so begierig annehmen, als sie nicht thun würden, wenn er sie gleich durch die beredeste und tiefsinnigste Abhandlung in Erstaunen und Bewunderung gesetzet hätte. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so muß es den Kranken, die man beruhigen will, lieber seyn, denzu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der diesen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich schätzen, wenn ich meinen siechen Mitgesellen die Last, unter der sie seufzen, durch diese Schrift in etwas erleichtere! Diese Absicht hoffe ich umdisto eher zu erreichen: ie weniger ich durch diese Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrsamkeit strebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bey unserm Unterrichte zu sorgen. Ich selber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen suche, und eben diese Bemühung soll mir zu einem neuen Trostgrunde bey siechen Stunden dienen.

Wir sagen meistentheils, daß derjenige ein siechs Leben führe, der mit gewissen Plagen des Körpers belästiget ist, die ihn nie ganz verlassen,

oder doch solten von ihm weichen: der viele Jahre, oder die gröste, oder die ganze Zeit seines Lebens mehr krank, als gesund ist. Da eine Krankheit an und für sich schmerzhafter ist, als die andere; da sie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geschwinder weicht; bey diesem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths schwächt; dem einen fast alles Vergnügen des menschlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da sich sowohl bey den Krankheiten, als bey den äusserlichen Umständen derselben eine große Ungleichheit findet: so scheinet es, daß man so viele besondere Trostgründe aufsuchen müßte, als siechе Menschen sind. Allein wenn auch diese Mühe nicht unmöglich wäre: so ist sie doch nicht nöthig. Alle, die ein solches Leben führen, lassen sich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß sie ihren Zustand für ein Uebel halten und sich die Befreyung von demselben wünschen. In so weit kann man einerley Mittel für sie alle brauchen. Alles, was daraus folget, ist, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer, wirken wird. Nachdem der Trost mehr oder weniger Widerstand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, sie größ-

ten Theils zu beruhigen, die Hinderniſſe mögen ſo ſtark ſeyn, wie ſie wollen, wenn er anders ein vollſtändiges Mittel ſeyn ſoll.

Es giebt einen andern Unterſchied bey den ſiechen Tagen der Menſchen, der mehr zu ſagen, und einen größern Einfluß in die Troſtgründe hat. Das Uebel eines ſiechen Lebens hat verſchiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein beſonderes Verhängniß von GOtt ſeyn; oder es kann von unſern, oder von den freyen Handlungen andrer herrühren. Oder es kann endlich in Anſehung unſerer Gewißheit eine unbekannte Quelle haben, das heißt, wir können nicht wiſſen, wem wir es eigentlich zuſchreiben ſollen.

Man ſieht leicht, daß vier Perſonen, die aus vier verſchiedenen Urſachen ſich mit einem ſiechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demſelben Grunde ſich aufrichten können. Welcher Unterſchied herrſcht nicht blos unter denenjenigen, die ſich ſelber für die Verwüſter ihrer Geſundheit halten müſſen! Bald können wir aus Schwachheit des Verſtandes, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geſchäfften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laſter, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen ſiechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben ſich nicht durch eine gut gemeynte Arzney, durch einen unvorſichtigen Trunk,

durch

durch einen plötzlichen Zorn, durch eine ungestüme Rachsucht, um die Gesundheit gebracht! Wird sich nicht von diesen immer einer leichter, oder schwerer, trösten können, als der andere?

Wer sich also bey einem siechen Leben mit Nachdruck trösten will, der muß genau untersuchen, wem er dieses Uebel zuzuschreiben habe. Ein Mensch, der durch allerhand Ausschweifungen sein eigener Peiniger geworden ist, bey dem die Laster ein quälendes Gift in seinen Säften zurück gelassen haben, und der aus Betrug des Herzens sein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch diese Vorstellung niemals recht ruhig werden. Es wird sich stets ein heimlicher Widerspruch in ihm regen, der dem Trostgrunde, daß ihm GOtt aus heiligen Ursachen die Last aufgeleget habe, seine Kraft rauben wird. Er wird zu gewissen Stunden glauben, daß er getrost sey, und er wird in kurzer Zeit, wenn sein Gewissen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geistes fühlen, die gar nicht weichen will, so sehr er sie sich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängnisse zu vertreiben sucht. So viel als ein balsamisches Pflaster auf einer gereinigten Wunde nützen wird; so wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch scharfe Mittel noch nicht gehoben ist. Wer aus natürlicher Schwermuth und Furchtsamkeit die Leiden seines Körpers für selbstgemachte Plagen

und für den Lohn seiner Thorheit ansieht, da es doch Folgen der Beschaffenheit seiner schwachen Natur, oder göttliche Schickungen sind, der wird die Bangigkeit seiner Seele eben so wenig bestreiten, als ein Mensch, der durch sein wallendes Blut in eine furchtsame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von bösen Geistern beunruhiget werde.

Indessen muß ich gestehen, daß der Rath, die Quellen seines siechen Lebens wohl zu untersuchen, gar nicht so leicht ist, als es scheint. Oft steht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unserer siechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einsehen können, ob unsere Schmerzen Früchte unserer eigenen Thorheit und Boßheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilsame Plagen von GOtt, oder die Schulden andrer Menschen sind; eben diese Ungewißheit schlägt uns oft am meisten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der sich kaum zu lassen weis, dahin gebracht werden, sein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm GOtt oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld sey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes und seine harten Plagen des Leibes nicht mit einander vereinen kann, vieles von seinem Unmuthe fallen lassen, wenn er über

verführt werden könnte, daß nicht sowohl die göttliche Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen und vielleicht in den meisten Fällen schwer auszumachen, ob unsere Siechheit ein durch unsere Schuld verursachtes Uebel, oder ein von GOtt verordnetes oder verhängtes Elend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen und ihn, seiner Vorsorge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er gesteht, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch siech. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe? Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen, fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften, daß er sich vielmehr recht wohl befindet. Und ich soll durch etliche Ausschweifungen mich um den Besitz der Gesundheit gebracht haben? Es kann seyn: aber wo weis ichs? Es ist wahrscheinlich; aber ist das Gegentheil nicht auch wahrscheinlich? Kann ich nicht

die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon ist von Jugend auf siech gewesen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert sich doch verschiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer ist so rein, daß ihm sein Gewissen keine offenbaren Vergehungen vorrücken sollte? Cleon fragt nicht nach dem Ursprunge seines Elendes. Er will nur wissen, ob er es nicht durch diese oder jene That vermehret habe, oder noch vermehre. Er sieht auf der einen Seite tausend Ursachen, die wider unsere Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite sieht er seine eigenen Thorheiten. Auch diese können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht stets unmöglich, hinter die wahre Ursachen zu kommen: so macht doch unsere Eigenliebe dem Verstande tausend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Ursache seines Unglücks seyn. Ist er sehr billig, so will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieses schon schwer. Und so gern als wir alle glücklich seyn wollen, eben so gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unschuldig leiden. Dieses Verlangen macht uns erstlich sinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Ursache zu sehen, die

wir

wir nicht gern sehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieses ist schon Elend genug. Oder wir versehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für solche, die wir uns verursachet haben. Dieses vermehrt ohne Noth unsere Traurigkeit. Oder wir klagen GOtt und die Natur an, wo wir uns beschuldigen sollten, und stärken durch diese Klagen unsern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir selbst schuld sind, nie eine wahre Beruhigung. So wahr dieses und jenes ist, um desto mehr müssen wir sorgfältig den Grund des Verlusts unserer Gesundheit untersuchen. So schwer es ist, so folget doch nichts daraus, als daß wir desto behutsamer bey dieser Prüfung verfahren müssen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; so viel gewinnen wir doch, wenn wir wissen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, sie zu erlangen. In diesem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht sind wir die einzige Ursache unsers ungesunden Lebens. Sähen wir dieses gewiß ein, so würden wir aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit oft gar nicht getröstet werden können. Die Vorsicht hat unstreitig aus großer Güte viele Ursachen unsers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick

derselben gar nicht zu ertragen fähig seyn würden.

Ob nun gleich die meisten siechen Menschen nicht mit vollkommener Gewißheit die Ursachen ihrer Schmerzen entdecken werden; so darf sie doch dieses gar nicht abhalten, gar keinen Ausspruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da ist die Wahrscheinlichkeit so gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre sehr unmäßig gelebet, und seiner Natur schon in ihrer Blüte alles das abgedrungen hat, was sie kaum leistet, wenn sie reif ist; dieser Damon zweifelt, wem er seine erschöpften Kräfte, seine vertrockneten Lebensgeister, seinen Kampf in den Gefässen des Leibes zuschreiben soll. Und was hält ihn ab, daß er sich und seine begangene Laster nicht zur Ursache davon macht? Eine schwere Krankheit, die er in seinem achten Jahre ausgestanden; ein Fall von einem Baume, den er in seinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schleichendes Gift in mir zurück gelassen hat, das itzt erst anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergehet! Damon hat nicht Ursache länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das siechste Leben stürzen. Warum will er also

so nicht glauben, daß er sein eigener Verderber gewesen sey? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selbst verwüstet hätte? Gesetzt er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachse der Jahre eben so siech geworden. Gesetzt seine Laster wären nicht Schuld: so hat er doch nur eine Möglichkeit vor sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verhindern, einer Wahrscheinlichkeit Gehör zu geben. Und so gewiß es auch in den Augen Gottes seyn möchte, daß sein Fall von dem Baume ihn siech gemacht: so wird er doch in seinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch seine Ausschweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geschlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen stehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrscheinlich wissen, daß sie Schuld an ihrem Leiden sind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wissen können. Beyde Arten trennen sich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troste, und beyde kommen doch endlich wieder zusammen. Wir glauben durch diese Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Trostgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die siech sind, aus

einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, sagen, daß es nur einen Trostgrund für sie alle giebt. Und man redt sehr wahr. Man kann aber auch sagen, daß es zwo Gattungen der Trostgründe, ja daß es so viele Arten derselben giebt, als Personen sind, und man redt nicht unrecht.

Allein was heißt trösten? Was ist ein wahrer Trostgrund? Vielen wird diese Frage unnöthig scheinen. Man glaubt, daß man gewisse Wörter sehr wohl verstehe, weil man sie täglich im Munde hat. Und es sind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewisser, als diejenigen, deren sich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beschreibungen aussehen, wenn man zehn Personen sagen ließe, was trösten hieße? was Trostgründe wären? So viel ist gewiß. Keiner von denen, welche einen trösten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes stillen, sondern nur des Geistes, die aus jenen entstehen. Will man nun sagen, trösten hieße die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem siechen Menschen entspringen: so fragt sichs nur, wie man diese verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegschafft. Gleichwohl muß trösten, wenn es etwas heissen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellungen und die Kraft gewisser Wahrheiten.

Wenn

Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so ließe sichs leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andre könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird sie durch eine bloße Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden! Orgon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der andre, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seele lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der stoischen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Gutes nur in der Tugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf?

Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Gestalt des Trostes. Die Erfahrung mag Zeuge seyn. Philemon hat tausend Thaler verloren. Er sieht dieses Geld für ein nothwendiges Stück seiner Zufriedenheit an. Man sage ihm noch so viel von der Nichtigkeit der sinnlichen Güter vor. Man zeige ihm sonnenklar, daß sie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit diesem Gelde vieles von seinem Vergnügen, von seiner Bequemlichkeit. Dieser Verlust kränkt seine Begierde glücklich zu seyn, und verursacht ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus blossen Vorstellungen, sondern aus einem wirklichen Verluste herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit ersetzen, worinnen Philemon sein Glück sucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlornen tausend Thaler zweymal, oder daß er

wenigstens eben so viel bald wieder gewinnen werde, so wird er sich leicht zufrieden geben. Und woher dieses? Man hat Empfindung mit Empfindung bestritten. Die Vorstellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht blos im Verstande, sie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile so lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung schmecken mußte. Auf diese Art bestritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Misvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Besitz der Gesundheit nicht gegönnet hat, weis heute die Traurigkeit seines Geistes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund will ihn mit dem Trostgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, spricht er, helfen sich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Fassen sie sich in Geduld. Es ist nicht zu ändern. Diese Welt ist die beste. Gott hat sie einmal so geordnet, und was er macht, ist gut und kann nicht geändert werden. Die Welt sollte sie das seyn, was sie ist, konnte ohne sieche Menschen nicht seyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet der weniger, der da weis, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird: so wird er die

größten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet ist. Man nehme tausend Exempel zu Hülfe: so wird sich bey allen zeigen lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so wird sichs von sich selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hoffnung glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn, sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschickt sind, verdienen den Namen der

wahren Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht zeigen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trostgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Pilosophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Gattungen von Wiedersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider ist, was aus der Religion kömmt, werden diesen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andre, welche die Religion eben nicht hassen, aber auch zugleich die Vernunft nicht sowohl wegen ihrer Stärke lieben, sondern weil sie unserm Stolze zu Hülfe kömmt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Kosten der Vernunft erhübe. Andre, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hochheit lassen, werden mir sagen, daß sie die Kraft derselben, uns zu trösten, nicht läugneten, aber daß sie so unglücklich wären, sie nicht zu fühlen.

Ich will diesen dreyen so gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einsicht, oder aus Begierde sich alles zu erlauben, für nichts

göttliches hält, kann unmöglich mit der Meynung zufrieden seyn, daß ihre Wahrheiten am geschicktesten sind, einen siechen Menschen aufzurichten. Er lacht über unsern Unverstand und heißt uns blödsinnig, wenn er auf die Beweise für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich solche starke Geister überführen werde. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, was in der Art, sich durch die Religion zu trösten, unvernünftiges enthalten ist.

Mentor mag sein Elend erzählen, und sich nach den Grundsätzen der Religion trösten. Sie sollen zuhören und urtheilen, wider welch Gesetz der Vernunft er verstößt.

Ich bin, fängt Mentor an, seit zehn Jahren eines der elendesten Geschöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt sehe. Mein Leben scheint nichts, als ein beständiger Schmerz zu seyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn desto peinlicher fühlen soll. Diese Stunde bin ich gesund und schöpfe neue Hoffnung zu meiner Genesung. Kaum habe ich etwas Speise oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entsetzlichste Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten

Beklemmung wage, macht den folgenden immer beschwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch seine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erstorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o GOtt, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speise, und ich zittere dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genuße derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Düsterheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit scheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu sagen, oder weil mein unmuthsvoller Geist eben so wenig

nig

nig die Kraft eines sinnreichen Gedankens vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinsehen, wo ich will: so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder, ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht geniessen, oder ich geniesse sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meistens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattinn, die zahlreiche Gesellschaft, ein wohlgeschriebenes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Musik, eine schöne Gegend, ein künstliches Gemälde, die beste Mahlzeit, das geistigste Getränke, die Einsamkeit, das traurige Glücke der Elenden, alles ist mir entweder zur Last, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Gesundheit macht sie für mich unbrauchbar. So lange man mir diese nicht wiedergeben kann: so sehe ich alle das übrige, als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur desto mehr überzeugen soll. Und was habe ich denn nach so vielen Jahren für Hoffnung zur Genesung übrig? Wodurch soll mein erstorbener Körper wieder auf-

leben?

leben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung so gar meinen letzten Trost, das Denken und Nachsinnen. Bin ich nicht der unglücklichste Mensch? Man biethe mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, ie mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und sehe keine Hülfe. Womit soll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? Welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorstelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schicksal etwas unumgänglich nothwendiges ist? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig ist? Warum mußte denn ich unglücklich seyn, und warum wurden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit trösten, daß es noch unglückseligere Geschöpfe giebt, als ich bin? Elender Trost! Hört mein Verlangen, die Gesundheit zu besitzen, darum auf, weil andere noch ungesünder sind, als ich? Dienet dieses nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht also mein eigner Schmerz noch größer werden, weil es noch größere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie erlange ich diese Geduld, wider die alles in mir und außer mir streitet? Kömmt es wohl auf meinen

Wil-

Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt sich ein anderer hören. Das Schicksal legt dem an meisten auf, der geschickter ist, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Grösse und tröste dich damit, daß du größer, als andere bist. Welche Ehre, die sich mein Herz gar nicht wünscht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andere nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks, und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürchterliche Anblick, der geschickt ist, uns vollends in Verzweiflung zu stürzen! Ich suche Lindrung; und man weist mir Personen, die noch elender als ich sind. Welch ein grausamer Trost! Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre: und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich suche es und kann seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben so unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verschlossen ist? Ich will ruhig werden. Man sagt mir, daß ein weiser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm gehen, wie es wolle.

Dein

Dein Körper geht dich nicht selber an. Die Gesundheit ist ein Gut ausser dir. Die wahren Güter bestehen in deiner Seele. Diese können dir durch ein siechtes Leben von tausend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwohl ist dieser Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß diese alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Band nicht aufheben. Ist es denn für meine Seele nicht besser, wenn mein Körper gesund ist? Wünschet und verlangt sie dieses nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdest die Vollkommenheit deines Geistes nicht so hoch bringen, wenn du nicht in solchen Umständen wärest. Du würdest nicht die erste Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die sie in dir erwecken hülfen. Nehmet diese Dinge weg: so brauche ich jene Hoheit des Geistes nicht. Will man darum jemanden ungesund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Deine Einbildung, sagt man, vergrößert dein Unglück. Sie stellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen ist, und quält dich mit der Furcht. Sie stellt dir dein Unglück grösser vor als es ist, und bringt dich vollends um alle Gelassenheit. Was nützt mir dieser Rath? Ein grosser Theil meines Uebels soll in meiner Einbildung bestehen. Wie kann ich dieses glauben, da ich das Uebel wirklich so groß fühle,

als ich mirs vorstelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergößert. Ich will sie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächst mit meinem Uebel, und ist eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich seiner zu erwehren?

Mentor hat uns sein Elend beschrieben. Es ist groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele solcher Geplagten giebt. Er hat Recht sich zu beklagen. Denn wer kann ein Mensch, und doch zugleich ruhig seyn, wenn er das größte und liebste Gut entbehrt, und dafür das größte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er sucht Trost bey der Vernunft, bey den Weisen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorschläge. Er braucht ihre Trostgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er stellt sich verschiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewisse Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieses Geschäfte einige Zeit, und führet sich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den bösen einen Beystand leisten soll. Er kommt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und schmeckt endlich eine gewisse Beruhigung, die, wie er sagt,

ihm

ihm sein Leiden versüßen hülfe. Er gesteht, daß er sie nicht immer gleich stark fühle, aber daß sie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er sie durch Vorstellungen wieder erwecken könne, wenn sie abgenommen. Er zeigt äusserlich eine grössere Gelassenheit als sonst, und sagt, daß er dieses der Religion zu danken habe. Was habe ich für Ursache, ein Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit zu setzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er sich tröstete. Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in seinem Verstande aussähe, wenn er sich durch die Religion aufrichtete. Ich sollte nicht glauben, daß er sich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zusammenhange vorhielte, wie er mir sie sagte. Nein, er dürfte sich oft nur eines Stücks von seinem Lehrgebäude erinnern: so fühle er schon die Kraft des ganzen Beweises.

Ich habe, fährt er fort, etwan so angefangen zu urtheilen: Gott, du bist das gütigste, das liebreichste Wesen, das sich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbarung sagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geschöpfe nichts gedienet seyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth selbst bist. Dich hält nichts auf, die Schlüsse deiner Liebe zu vollziehen. Du bist

der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kann. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben ist seit so vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du siehst mein Leiden und hilfst mir nicht. Ich untersuche mein Herz und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs selbst durch Laster zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, das weist du. Ich schliesse, daß es deine Schickung sey, daß ich so viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weisen Absichten in ihrem Umfange einzusehen. Allein ich sehe doch so viel, daß du nichts wollen und zulassen kannst, als was das Glück deiner vernünftigen Geschöpfe befördert. Mein siechtes Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern sollen. Du hast meinen Geist mit einem schmerzhaften Leibe verbunden, und hast mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu seyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt sehe, so streitet das erste wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Gesundheit hier glücklich seyn? Aber ist dieses Leben, ist dieser mein Körper, ist diese Welt das einzige, wozu ich geschaffen bin? Mein unsterblicher Geist ist einer ewigen Glückseligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorsam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen.

chen. Auf dieses Glück muß ich sehen, wenn ich deine Absichten erreichen will. Du kannst mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, sondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weiß ich gewiß. Sie müssen also, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, ansehe, zu meinem ewigen Heile dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorsam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Gesundheit hinderlich an der Tugend gewesen seyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umständen leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? Wär ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beschaffenheit so sinnlich, so empfindlich gegen die äusserlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkänntniß der Wahrheit gelanget seyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hättest, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geistes nicht durch einen schweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äusserlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Gesundheit genossen hätte? Du

kanntest den Bau meines Körpers, und die Beschaffenheit meiner Seele. Du sahest, daß die Gesundheit, die andern ein nützliches Gut ist, mich an der Tugend hindern würde. Du beschloßest daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt stritt. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beschweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbesondere die Beschaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Besitze der Gesundheit die Tugend leichter aus den Augen gesetzet hätte? Oder warum ließest du mich nicht den andern werden, der hier gesund, und doch auch ewig glücklich ist? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Bist du nicht der HErr, der thun kann, was ihm wohlgefällt? Bist du nicht weise und gerecht in allen deinen Wegen? Hättest du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geschöpfe aufheben müssen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch seine eigene Unvorsichtigkeit hätte siech werden sollen? Genug, wenn du uns allemal in die äußerlichen Umstände gesetzet hast, die für das Glück unserer Seele die besten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort saget, befiehlt mir dieses zu glauben. Wenn ich also sicher bin, daß ich mir mein

Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergrößert habe: so ist es keine Strafe, sondern ein weises, obgleich bitteres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott deine Güte verehren, die so groß ist! Habe ich nicht Ursache zufrieden zu seyn, wenn du alles so mit mir schickest, daß ich den Zweck, warum ich geschaffen bin, desto gewisser erhalte? Daß ich meinen Geist unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entspringet unsere meiste Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieses und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes ist eins. Und wenn wir wissen wollen, wie glücklich oder elend wir sind: so sehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf diese Art die ungerechtesten Klagen wider dich ausschütten, wenn es uns hier so nicht geht, wie es unser Herz wünscht? Und wer heißt uns diese beyden Dinge trennen? Hast du nicht gesagt, daß denen, die tugendhaft sind, die dich lieben, die sich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zum besten dienen soll? Kann dieses etwas anders heissen, als daß du ihnen nichts willst widerfahren lassen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? HErr, ich verehre deine weise Vorsehung. Du handelst als ein Vater. Du züchtigest uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen.

Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn, aber darnach giebt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. Was ist es, zwanzig, dreyßig Jahre ein schmerzhaftes Leben führen, wenn man dabey gewiß seyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Besitze der reinsten Wollust zubringen wird? Mein Leiden ist groß, aber wie gering ist es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichtsweniger, als verdienet habe, die du mir aus bloßer Großmuth durch den Erlöser der Welt schenkest? So ist es denn gewiß, daß ich ewig glückselig bin? Ich fühle eine Versicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet ist. Ich fühle die angenehmste Hoffnung. Ich schmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheissung. Ist der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend seyn! Wäre er nicht meine Hülfe, was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkest, will ich mein Leiden verringern.

Der

Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens, werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr sorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionsspötter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu besiegen? Und ist es unmöglich zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte, so frage ich ihn, ob er es versucht hat. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir eine Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weins in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe? Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: so entstehet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Religion denken, was er will.

Ihn von seinem Unrechte zu überführen, will ich so gar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieser Irrthum gleichwohl so viel Gewalt über unser Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieser Irrthum nicht viel kostbarer ist, als seine Vernunft. Mentor hat sich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm ist, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteste Wahrheit, die nichts so angenehmes für uns hat. Wäre also die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: so sehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der sich damit trösten kann. Er schadet sich durch diesen Trost nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr seyn. Er gewinnt in diesem Leben eine Ruhe des Herzens durch sie, wenn sie auch falsch ist. Er gewinnt mehr durch diesen Irrthum, als durch des Spöttees Wahrheit. Ist Mentor nun wohl unvernünftig zu heissen? Und müßte die Religion nicht schon einer großen Hochachtung werth seyn, wenn sie auch eine menschliche Erfindung wäre, da sie uns solche vortreffliche Dienste thut? Höre ich mit diesem Leben auf: so habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, so kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht schaden. Eben

so wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen sollte, nicht wird unwillig werden können, daß sein Vergnügen ein Betrug gewesen ist. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich ist, was mir die Religion verspricht: (und wie könnte er dieses?) so bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu Nutze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn sie wahr seyn sollte, und doch auch einen großen Nutzen schafft, wenn sie gleich nicht wahr ist. Will er läugnen, daß wir iemals durch die Religion zu so einer Ueberzeugung, zu so einer empfindlichen Hoffnung, zu so einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: so frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung absprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden lassen, und doch glauben, daß die Trostgründe der Vernunft schon geschickt sind, einen recht siechen Menschen in seinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weis die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbarung sind, und weis sie solche, mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbarung? Man behaupte das erste oder andere, so macht man die Religion zu einer überflüßigen Sache. Da sie aber ihre Göttlichkeit zugeben: so können

sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in diesem oder in jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schliessen diese meistens in die Grenzen der geoffenbarten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir so wohl seines Umfangs als seiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneka und andre grosse Vernunftweisen eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: so hat es mit der Stärke der Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man beyder Schriften auch nur

obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll! Wie viele Uneinigkeit trifft man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vortheilhaftesten ist. Die größten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seelen mehr gewünschet, als erwiesen. Und sahe es mit der Gewißheit mit solchen Trostgründen in den Köpfen der tiefsinnigsten Männer nicht besser aus; was wird die Vernunft bey den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion grössere Güter verheißt, als die Vernunft; daß sie uns endlich zu einer stärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieses nicht läugnen; so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand giebt, weil sie, wie wir oben erinnert haben, die stärkste und lebendigste Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unsern Leiden entgegen setzen, und uns auf solche Art trösten. Wenn ich den Seneka sagen höre, daß niemand von seinem Posten ohne den Wink des höchsten Befehlhabers gehen, daß sich niemand das Leben selber nehmen soll; und wenn

ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafte Leben selber zu verkürzen: so kann ich mir von seiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen großen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften: wie kann der tugendhaft seyn, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dieses giebt Seneka selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend? Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbarung, als in so weit sie es läugnen. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weis, nie einen wahren und dauerhaf-

erhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft so gut er will: so wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genoßen. Sie wußten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig seyn. Der Christ hat noch ein anders, und muß sich das eine Auge verbinden, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch oder überflüßig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten seyn könne. In so weit glaube ich, daß ein Christ von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Trostgründe der Religion herzlich gern für größer und stärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur sagen, daß sie ihre Kraft nicht so empfinden, daß sie zu einer wahren Beruhigung kämen, scheinen mehr einen Unterricht, als eine Widerlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umständen richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können,

nen, genauer aus einander setzen, und ihre Grenzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verstehen sie unter der Beruhigung, die sie hoffen? Meynen sie eine vollkommene Ruhe des Geistes, eine beständige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß ist, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geschwächt wird? Wollen sie diese von der Religion haben: so verlangen sie eben so viel, als wenn sie begehrten, daß sie die Religion zu andern Geschöpfen machen sollte. Der Trost der Schrift verringert an und für sich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, so lange wir Menschen sind, beschwerlich seyn. Diese bleiben wir, auch wenn wir gute Christen sind; und wir werden also bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unlust des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Ursprung und ihre Nahrung nimmt. Wir sagen nur, daß diese Unruhe nicht so hoch anwachsen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geistes, die durch die Trostgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unserm ewigen Glücke besteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir sagen nicht, daß die Unlust unsers Gemüths, wenn sie einmal gewichen ist,

nie

nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir sie durch unsre Trostgründe wieder besiegen werden. Wir sagen nicht, daß das Verlangen gesund zu seyn, in uns ganz ersticken werde. Dieses ist ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, sondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunst für unsere Erhaltung zu sorgen: so billiget sie auch die Begierde gesund zu seyn, und folglich wird sie solche nicht auslöschen wollen. Wir sagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt, gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unsterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir sagen nicht, daß wir in siechen Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöschen, und bey der Annäherung desselben nicht mehr zittern werden. Diese Größe des Gemüths ist unstreitig nur ein Antheil sehr weniger Menschen, die mit einem hohen Maße des Geistes ausgerüstet sind. Wer also eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geistes, eine beständige Stille unserer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verstehet, der hoffet mehr von der Religion, als sie ihm verspricht.

Die Beruhigung in unsern Leiden kömmt aus der Vorstellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unsere Wissenschaft und Ueberzeugung wird, desto mehr wächst die Beruhigung. Allein unsere Vorstellungen des Geistes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollständig. Sie werden durch tausend Dinge in und außer uns geschwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen ist, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben?

Die sich also beschweren, daß sie die Kraft des Religionstrostes nicht genug fühlen, müssen auf diese Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden sie einwenden, wir verlangen keine beständige Zufriedenheit unsers Herzens in unserm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir dieße nie merken, was hilft uns die Religion zu unserm Troste? Wir antworten, das Maas unserer Beruhigung richtet sich nach unserem Erkenntniße. Ist es ein Wunder, daß, wo dieses schwach und unzureichend ist, auch jene schwach und unzulänglich bleibet? Viele haben ein geringes, ein seichtes Erkenntniß der Religion. Viele verstehen die wenigen Wahrheiten, die sie aus derselben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßi-

gen

gen Einsicht in die göttlichen Wahrheiten, einen Zusatz von Irrthümern und falschen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verstickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist GOttes unser Erkenntniß belebe, und daß wir bey unserer unvollkommenen Wissenschaft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verstandes kommen müßten. Es ist wahr, ein schwaches und kleines Erkenntniß kann von GOtt mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß seyn. Wie kann GOtt unsere Vorstellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn sie an und für sich unrichtig sind? Müßte er nicht auf diese Art unsere Irrthümer stärken? Die Wahrheiten der Religionswissenschaft müssen eben so wohl mit dem Verstande gefaßt werden, als die Lehren menschlicher Künste und Wissenschaften. GOtt flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er stärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, daß wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geschöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er schließt unsere Müh e, unsere Kräfte bey dem Erkenntniße der Wahr-

heit

heit nicht aus, ob er uns gleich beystehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Aussprüche der Schrift für die wahre Wißenschaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtniße gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verstande geschärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wissen, nicht aber die Begriffe, die mit denselben verbunden sind; wenn wir zwar aus der Schrift sagen können, daß GOtt barmherzig, gütig, weise, gerecht sey, daß Glaube und Liebe uns seiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht sagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in GOtt, was bey uns Glaube und Liebe sey, oder wenn wir dieses alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falschen Vorstellungen verknüpft, oder in keinem Zusammenhange wissen; wie wird unsere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird diese Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachsen, und uns in unsern Leiden beruhigen können? Alles dieses sagt uns so viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Trost aus der Religion schöpfen, nicht an den Gründen, sondern meistens an uns liege. Unsre Unwißenheit in göttlichen Dingen,

unser

unser unordentliches Erkenntniß, unsere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, sind die Ursachen, daß wir ihre Kräfte nicht schmecken. Man bemühe sich also um ein richtiges und vollständiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man suche es immer zu einer größern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorstellungen irdischer Dinge, welche verhindern, daß sich die Gedanken von geistlichen Dingen nie in unserm Verstande recht fest setzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift sorgfältig aus; so werden ihre Trostgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unser siechtes Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht so wohl in unserm Verstande als in unserm Herzen liegen, warum uns die Religion in siechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie andere, beruhiget. Viele haben sich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derselben erworben; aber es ist unfruchtbar geblieben, es ist nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerstanden, und sich niemals, oder sehr selten nach diesem Erkenntnisse gerichtet haben. Hier müssen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Ursachen eines siechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon sich der eine

die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber sich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewußt ist, werden nicht einerley Beruhigung von den Trostgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem sein Gewissen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geistes gelangen können, welche der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird sich die Verheissungen der Religion von seinem ewigen Glücke zueignen können. Er wird mit dem andern sich durch den Trost aufrichten, daß sein Leiden zur Wohlfahrt seines Geistes abziele, weil er vielleicht ohne dasselbe nie zu einer Kenntniß sein selbst gelanget seyn würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus seiner Seele verbannen können, daß er sich seine Schmerzen selbst zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen sich selber eingenommen bleiben? Und wird er also so ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieser Unlust empfindet, weil er seine Schmerzen, als eine weise Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe ansieht? Unsere bösen Begierden, die wir in stechen Tagen noch in uns esnähren, stehen der Beruhigung unsers Herzens oft so sehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Mensch, der lange Jahre den Lastern gedienet, und sich durch die Zeit die schlimmsten Gewohn-

hei-

heiten im Bösen zuwege gebracht hat, wird zwar von seinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr lasterhaft zu seyn. Aber deswegen sind seine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Lust, sich mit Weine und starkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Mensch, der bey einem zwar richtigen Erkenntnisse der Religion doch ein unartiges Herz in seine siechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und sinnlichen Dingen sein Glück gesucht hat, wird ungeachtet seiner Wissenschaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geschmack findet. Der schlimmste Peiniger solcher siechen Leute ist die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß sie unter zehn Jahren noch nicht sterben würden: so würden sie in ihren Schmerzen sehr gelassen werden. Wie sollen sie aber diese Furcht besiegen? Vielleicht dadurch, daß sie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch sollen sie diese, die uns so natürlich ist, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß sie in dem künftigen Leben unendlich glücklich sind? Und eben diese Gewißheit ist dasjenige, was sie noch nicht haben, was sie schwer, was sie nicht auf einmal, was sie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht

wer-

werden erhalten können. Wie können sie also in ihrem siechen Zustande eine schleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern? So lange sie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewissen nicht auemachen; so lange sie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren; so lange werden sie ungeachtet ihres guten Unterrichts, den sie sich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihren Leiden die wahre Gelassenheit des Geistes nicht erlangen. Wie glücklich sind diejenigen, die den Unfällen dieses Lebens ein gutes Gewissen entgegen setzen können! Allein wie geringe ist nicht vielleicht die Anzahl solcher Menschen! Und wird also die Zahl der Standhaften und Getrosten unter den Siechen wohl groß seyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in seiner finstern Hütte, der nichts mehr weis, als die nöthigen Hauptstücke der Religion, wenn wir ihn, sage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armseligen Unterhalte gelassen und mit GOtt zufrieden antreffen; und hingegen einen großen Gelehrten bey seiner Gründlichkeit in der Religion, dessen Schmerzen noch lange nicht so groß, als jenes seine sind, verzagt und trostlos unter seinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen stillen und unschuldigen

digen Wandel geführt; dieser hat das Gegentheil gethan.

Außer dem Unterschiede des Erkenntnißes in der Religion und eines guten Herzens und Gewissens, giebt es noch andere Ursachen, die da machen, daß die Trostgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was sie in dem andern wirken. Ich meyne die besondere Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der Menschen, die Verschiedenheit der Krankheiten, mit denen sie geplagt werden, und den Unterschied der äußerlichen Umstände. Wir reden hier bloß mit solchen Personen, die nicht Ursache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semnon, beyde wohl unterwiesene und aufrichtige Christen, tragen sich fast seit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beschwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel gehoben werden können. So gleich sie sonst einander sind: so ungleich sind sie einander in Ansehung ihrer Gelassenheit. Criton preiset den Herrn unter der Last, die ihn drücket, und wartet mit unerschrockenem Muthe auf die Auflösung seines Leibes. Er braucht wenig Trost. Er wünscht der Schmerzen los zu seyn, aber nur in so weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weise und heilig ordnet. Semnon, der GOtt eben so aufrichtig

fürch-

fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn seine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in seinen Nöthen. Er weis gewiß, daß ihm GOtt nicht mehr auflegt, als ein barmherziger GOtt thun kann. Er weiß, daß eine unendliche Herrlichkeit seiner wartet. Allein er ist von Natur empfindlicher und von Natur furchtsamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes scheut. Er sieht den Tod als seine Erlösung an; allein sein weiches Herz erzittert vor den Vorboten desselben. Der Anblick eines Serbenden setzet sein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette seines Freundes noch gesetzt, und kann ihm beystehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich seyn, da beyde von Natur so sehr unterschieden sind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen sollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an sich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung GOttes, weil er noch klagt und winselt? Er ist bereit, sein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieses ist die Kraft der Religion. Er zittert, indem er diese Bereitschaft fühlt. Dieses ist ein Antheil seiner natürlichen Beschaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen sich

beyde

beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andre sieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er sich waget. Er fühlet einen beschwerlichen Widerstand. Allein er streitet bey seinem blassen Gesichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde seine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Siegs beleben?

Setzet man zu der Verschiedenheit der Gemüthsarten noch die Verschiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieser oder jener empfindet: so muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewisse Leibesbeschwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andre. Ein elender Hypochondrist, der bey einem bangen Gefühle in seinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit seines Geistes gelangen kann; der sich wider seinen Willen mit traurigen Vorstellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an diesem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unsere Lebensgeister wirken, gewaltsam leiden. Es giebt ferner in siechen Stunden so heftige Schmerzen, welche unsere Seele zu gar keiner deutlichen Vor-

stellung kommen lassen. Wer in diesen Stunden, gegen einen andern siechen Menschen gehalten, trostlos scheinet, kann deswegen noch sehr standhaft heissen. Eben so wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen desselben nicht mehr wahrnimmt. Man kann sich solche Fälle leicht selber erdenken.

Auch die äusserlichen Umstände können machen, daß unsere Trostgründe hie mehr, dort weniger Ruhe nach sich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, sondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu streiten hat: wer, weil er siech ist, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll sieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genießt, wenig stärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bey dem alle diese Dinge nicht sind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft ist, wird sich schwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und also nicht so bald, oder so sehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden ist.

Indessen kommen doch alle siechе Personen darinnen überein, daß sie die Liebe zum Leben verringern müssen, wenn sie ruhig werden wollen. Sie sehen alle auf gewisse Weise den Tod vor sich, und sie fürchten ihn so lange, als sie zu leben wünschen. Ihre Leibesschmerzen werden durch diese traurige Furcht oft vermehret, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geistes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht schaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt sich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel größern und dauerhaftern Gutes durch das künftige Leben besiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel ersinnen, als dieses ist, das uns die Offenbarung vorschlägt. Und man entschliesse sich kurz, entweder nie ruhig bey seinen Plagen zu werden, oder sich dieses mittels zu bedienen. Es ist kein anderer Weg diese Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man sie hat, in sich zu verstärken, als der Weg der Religion.

Und ich weis nicht, wie es möglich ist, daß man sich von der Vortrefflichkeit derselben nicht überzeugen kann, da es an und für sich so leicht ist. Zeigt sie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflichers erdacht werden? Was kann unserer Liebe, unserer Hochachtung, unsers Gehorsams würdiger seyn, als eine solche Anwei-

sung, die so genau mit dem Wunsche aller Menschen übereinstimmt?

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hiesse, blos um uns unempfindlich zu machen: so wäre sie etwas grausames. Allein sie will uns solche nur in so weit benehmen, als sie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müssen sterben, dieses ist gewiß. Wir wollen gern leben. Dieses ist eben so gewiß. Beydes stehet einander im Wege. Das erste kann nicht geändert werden. Also muß das andere, das Verlangen zum Leben, gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe stehen wollen. Dieses ist die Absicht der Religon. Wie weise führt sie solche aus! Sie zeigt uns, daß dieses flüchtige Leben gar nicht das größte Gut sey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsere Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äußerlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsere Liebe zu diesem Leben, und also auch unsere Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie benimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten, indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für diese Einbusse mit

dem Vorschmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unsere Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unsers Glücks vorstellet Der muß die Natur des menschlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer sich ohne sie einen wahren Trost in den Plagen des menschlichen Lebens versprechen will.

Es ist alles gut, werden viele von den Elenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk Gottes? Ist dieses der ganze Einwurf: so ist er bald gehoben. Gott erweckt, GOtt belebt diese Hoffnung in unserm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unsern Willen. So viel ist gewiß, je mehr wir uns bemühen, sie zu überkommen, destomehr werden wir sie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen seyn lassen, sie in unsere Gewalt zu bringen, destoweniger wird sie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: so können wir nicht zweifeln, daß er bereit sey, uns diese Hoffnung so bald zu schenken, als er kann. Er kann aber

nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verstandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieser Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch sie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geschenke Gottes ist? Haben wir nicht mit dem liebreichsten, mit dem gerechtesten Wesen zu thun, das von keinen menschlichen Absichten in der Austheilung dieses Geschenks aufgehalten wird, das seine Glückseligkeit darinn sucht, seine Geschöpfe glücklich zu machen, wenn sie nur ihr Glück von seinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe kostet, uns dieses Geschenk zu überliefern? Aber ich thue alles, spricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbarung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse: so ist Theokles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stuffenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelanget ist: so wer-

werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verspüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht ungeachtet aller meiner Bemühung aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber bloß deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bekömmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, ie länger und starker du nach ihr verlanget hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann Gott nichts abhalten, dir sie izt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum Voraus sieht, daß er, wenn er die Knechtschaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verlust seines Lebens misbrauchen würde? Aber wo weis ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannst du es wissen, die du fühlest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn

diese

diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebeut: so ist sie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äußerlich guten Thaten antreiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebent? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Tugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verdorbene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn dir GOtt nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kann man so tugendhaft seyn: als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden

und

und Tage frey von seiner Plage wäre. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und anderer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann großen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorstehen; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik große Dienste, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht, und seinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäffte vornehmen, und die edelste Tugend ausüben, ob man gleich nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andere sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er seinen Willen verbessern: so wird er sich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Lesen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, sich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns so vielen unnöthigen Schweiß auspressen, so viel schlaflose Nächte kosten, so viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begirden in uns erwe-

cken, wenn sie eine befriediget haben? Und wer kann sein wahres Glück besser befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man seinen Geist nicht über die sichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen gesund ist? Kann man sich keine hohen Bilder von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlösers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden. Hat ein Siecher in seinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unversöhnlichkeit, kein mürrisches und unfreundliches Wesen zu bestreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelassenheit? Kann er nicht noch keusch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig seyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in sich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu GOtt, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in sich verstärken? Und wenn er alles dieses kann, wird er wohl vergebens auch in Ansehung anderer Menschen leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beyspiel unterrichten und verbessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Elende an die Ankunft ihres eignen dächten? Kann ich, wenn ich siech bin, nicht andern noch guten Rath

geben,

geben, wie sie ihre innerliche und äusserliche Wohlfahrt befestigen sollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leiste ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menschenfreunde ausüben können, wenn gleich unsere Gesundheit nicht die beste ist? Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorboten des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Ansehn, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen? Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben? Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis

auf

auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freudigen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäffte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachläßig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das Versäumte, auf andere Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhindert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freudigkeit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit redlicher Absicht erfüllet wird, etwas süsses in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vortrefflich vereiniget. Und niemand mache sich die Rechnung auf diese Beruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten!

Briefe,

nebst einer

Praktischen Abhandlung

von dem

guten Geschmacke

in Briefen,

von

C. F. Gellert.

Wien,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern,

1765.

Vorrede.

Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht misfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Emp-

findungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht herausgeben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben dadurch brauchbarer: im andern Falle freyer, unstudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an mirkliche Personen, und ohn alle Absicht des Drucks, geschrieben zu seyn. Wollte der Himmel, daß sie auch eben so gewiß das gröste hätten, nämlich, daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebene Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedene Ursachen, welche die Ausführung dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdrusse gelehrt hat.

Vorrede.

Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefs, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andre Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Druck überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andre Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind; so wird man freylich nach

und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andere Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viele unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und andre kennt! Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber oft sehr lebhafte Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der

Stir-

Stirne führen, der sie geschrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht an den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte; der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundinn, zum Vergnügen redete; der sich mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete: sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäfte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihr Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die

Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg: so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Drucks eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergleichen Briefe, wenn

man

man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen dürfen, und wenn sie solche nur lesen möcht, auch würde verstehen können. Aber der Innhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlanget solche Exempel, als diejenigen Leser, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondre Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weis, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man zum Exempel

 weis,

weis, daß der andre mein Gönner ist. Man sollte das besondre Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar in diesen oder jenen Umständen und Aussichten wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Misverstandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit gelesen, und ohne ein Tagregister gewisser Hausangelegenheiten verstanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige so glücklich sind, dem Leser zu gefallen: so ist er den Dank nicht sowohl mir, als einer guten Freundinn, schuldig; nicht deswegen, weil sie mich zum Drucke verführet hat; sondern weil ich diese Briefe ohne sie gröſsten Theils

gar

gar nicht haben würde. Sie hatte sonst den kleinen Fehler, daß sie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich versprach ihr, sie die meinigen, so viel ich ihrer schriebe, und so oft es die Zeit erlaubt, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Drucke geschriebene Briefe sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins seyn muß,

muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn, daß ich beydes die meisten male weggelassen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unsre Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehrt, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen, oder jenen, beleidiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit ihm, der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weis sie nicht? Und in welchem Briefsteller findet man sie nicht? Ich habe überdieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des

Briefs

Briefs selbst schließen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unsern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspuncte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesetzt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte: so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen, habe ich bloß jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommnen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe

auch

auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der seinigen:

Tis with our Judgments as our Watches, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe.
Leipzig, im Aprilmonate 1751.

Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe zie-

hen, und einige Grundsätze der Beredsamkeit zu Hülfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fodern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorlegt, untersucht, warum sie schön sind, und sich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden; so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsre Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tu-

gen-

genden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredsamkeit, aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Qvintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erste, was bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputz-

ten Schreibart*. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab; so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflegt. Der Anfang von diesem Briefe mag so heißen:

Gnädiger Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretairs bedürf-

* Qualis sermo meus esset, si vna sederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis: tales esse epistolas meas volo, quæ nihil habeant accersitum nec factum. *Seneca* ad *Lucil.* epist. LXXV.

bedürftig sind, und ich mich zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst geschickt gemacht habe ꝛc.

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das Unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht so; das wird ihre Kritik seyn. Und was ist wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verstehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird strotzend. Wenn sagt man im gemeinen Leben: Nachdem ich heute viermal verge-bens bey ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen ⁘? Die Redensart, in Erfahrung bringen, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach

einem solchen Eingange nicht die wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem grossen Herren sagen: Sie sind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort, bedürftig, ist ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer solchen Person vorrückt, als der Verfasser des Briefs zu seyn glaubt, und ihn zum voraus von seinem Werthe zu benachrichtigen scheint. Sothane Bedienung; dieses Beywort hört man in Gesprächen nicht. Seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst ꝛc. Verflossen ist überflüßig; bestmöglichst ist durchaus fremd. Man kann also dadurch, daß man sich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert,

die

die Schreibart in Briefen schon ziemlich bestimmen. Man kann dadurch wissen, wie man reden soll, wenn man vertraulich, wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig schreiben will.

Allein wer sieht nicht, daß wir im Briefschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterschied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsre Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab.

Was seiner Natur nach, in der Art zu denken und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, eckelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist,

wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe einen Eckel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen in der Sprache gleich weit entfernet *. Man bedient sich im Schreiben der Worte**, die in der Welt üblich sind. Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und

* Ergo, vt novorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova. *Quinct.* L. I. c. 6.

** Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vsum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum jacentia sustulimus e medio, sicut molliſſimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, & fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. *edit. Elzev.*

Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redt daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihrer Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeigen, die sehr gebräuchlich sind, und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein an statt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu

Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde z. E. in einem Briefe diese Stelle: „ Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlinn alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die spätesten Zeiten genießen mögen. „ Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redete, und ich muß daß Natürliche nicht bis zum Eckelhaften treiben. Man sage hingegen: „ Sie können versichert seyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und

daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in ihrer Ehe wünsche ꝛc.„ Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt: allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe

schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiß nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von beson-

dern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden; so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müsse, daß man allen feinen und schönen Gedan-

ken den Zugang verwehren müsse. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind; man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber es muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, an statt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie dem Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als unge-

künstelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine grosse Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntre und nachläßige Mine gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht; sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen un-

ter den Blättern, gerne finden. Wir müssen daraus nicht schliessen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das

Wasser,

Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch aus sehr leeren Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will; eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuth-

muthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredt uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaßer doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer,

als Muster* guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein Danksagungsschreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redt mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem grossen Gönner und Wohlthäter. Er sollte

also

* Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junkerischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern für Geld alphabetweise hingeschmiert, sondern wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays übersetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts besser, als durch die Neukirchischen Briefe behaupten könne, daß es den Teutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften und sinnreichen und bündigen Schreibart so wenig, als den Franzosen fehle. = = Damit meine Leser nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widersprechen, so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weiß wohl, daß sie von großen Männern sind gelobt worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Name verführt.

also die gesetzte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit seinem Gönner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt so:

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wann ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Er-

kennt-

kenntlichkeit schicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobschrift zu fassen: Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchstänkert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfodert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, ie mehr ich sage, ie mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden Menschen erwiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich Ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorsamsten
Knecht.

Wir

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn so wohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen. „Wenn „ich so verschwenderisch mit Worten, als „Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so „würde ich schon nichts mehr haben, wo„mit ich mich für Dero heutige Gnade „bedanken könnte. „ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche anfangs mit der Mine des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen *: so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die be-

* Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excussae risum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur. *Quinctil.* VIII. 5.

bedachtsame Sprache eines Clienten? und wenn nun auch Neukirch so verschwendrisch mit Worten wäre, als ein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begehet noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: „Allein Sie werden da„durch nichts ärmer: denn Sie haben al-

„le

„le Augenblicke neues Vermögen, mir „Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht „Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart „finde, welche sich entweder zu Beschrei„bung Dero großen Gemüths, oder zu „Ausbildung meiner unterthänigsten Er„kenntlichkeit schickt. „ Man sieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Pe„riod soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das Dadurch ist undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn

ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich

nichts

nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommener in seinem eignen Herzen machen, nicht aber, sie durch

Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir „zwar vielmal fürgenommen, meine Ge„danken auf einmal auszuschütten = = „das ist sehr unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die gröste Beleidigung für einen bescheidenen Mann. Einem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Client verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen.

sagen. Er setzt sonst zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeigungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmaßen sollte, die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. „ Aber nachdem ich den ganzen „ Plinius gelesen, und alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen Poeten „ durchstankert, so habe ich allererst gese„ hen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen „ noch nicht gehabt, und daß Dero neue

„ und ungemeine Gemüthsart auch neue „ und ungemeine Formeln erfodert.„ Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstankert. Durchstankern ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? Ihres gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfodert seine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, alswenn der Verfasser die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Un-

na:

natürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfodert u. s. w; würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte? „Nun „ wollte ich mich auch hierum wohl bemü„ hen; allein ich fürchte, ie mehr ich sage, „ ie mehr werde es die Welt für Lügen „ halten, weil sie doch unmöglich glauben „ kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an „ einem einzigen und zwar fremden Men„ schen erwiesen ꝛc. „ Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gön-

ners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redt jetzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verschonen. Er fährt fort: Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Brie-

se, so ist es doch der wahreste. „ Ew. Ex-
„ cellenz kennen mein Herz, und finden
„ alle Buchstaben darinnen, welche zu ei-
„ ner Rede vonnöthen seyn. Sie machen
„ sich ihr Loblied selber, und seyn zufrie-
„ den, daß ich mit unterthänigstem Re-
„ specte bewundre, was ich doch nicht an-
„ ders vergelten kann, als daß ich mich
„ nenne Ew. Excellenz unterthänigsten
„ und gehorsamsten Knecht. „ Nachdem
der Verfasser in dem ganzen Briefe mit sei-
nem Gönner pedantisch complimentirt hat,
so wird er am Ende auf einmal vertraut
mit ihm. Der Herr von Rauter kennt
sein Herz, und findet alle Buchstaben dar-
innen, welche zu einer Rede nöthig sind.
Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey
dem Herzen nicht der Schriftkasten, und
der Herr von Rauter, als ein Setzer ein-

fallen sollte, der sich sein Loblied selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Bescheidenheit noch höher, und spricht, daß nur die bloßen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Danksagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beydes anspielen. Sie machen sich ihr Loblied

sel=

selber ; eine grobe Schmeicheley! Und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne ꝛc. Der Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andere kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den neukirchischen galanten Briefen können zu Mustern dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbesondere in Briefen, zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entstehet aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks*. Allein ich habe schon erinnert,

* Man schreibe, damit man verstanden werde, und nicht allein, damit man verstanden werde, sondern daß uns der Leser auch gewiß, bald, und ganz verstehe. Man muß also alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart schaden kann; unverständliche oder verlegne Worte, oder solche Worte, die zwar gebräuchlich sind, denen wir aber andre Begriffe geben, als sie im gemeinen Leben haben, oder die sonst zweydeutig sind; unrichtige Wortfügungen, weitschweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieses im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt disputemus, quibus rebus assequi possimus, vt ea, quae dicimus, intelligantur: Latine scilicet dicendo, verbis vsitatis, ac proprie demonstrantibus ea, quae significari ac declarari volumus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum - - non discerptis sententiis, non praeposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig seyn, und man kann doch noch in seinem Vortrage dunkel

innert, daß dieses nicht genug ist. Wenn das bloße Verständliche und Deutliche, in so weit es dem Dunkeln und Schwülstigen entgegen gesetzt ist, eine Schreibart schön machte: so wäre nichts leichter, als gute Briefe zu schreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und ver-

dunkel und räthselhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht; gewisse Umstände verschweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erste, nichts das andre seyn läßt, oder bald von diesem, bald von jenem redet. Diese Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewisse Uebung erfodert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, so bald sie davon schreiben. Im Reden waren sie unbesorgt, und sich selbst überlassen; darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben sie auf sich Achtung, und weil sie besser schreiben wollen, als sie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdruckes sind: so verfallen sie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil sie alles umschreiben, und kostbar sagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti specie nitoris, circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt. *Quinctil.* VIII. 2.

ständlich schreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in seiner Sprache begeht, schreibt er noch nicht schön. Und niemand wird einen darum loben, weil er so geredt hat, daß die Anwesenden seine Meynung haben verstehen können; sondern man verachtet den, der es nicht thun kann*. Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen. Wenn die Gedanken aus ein-

* Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, vt, qui adessent, intelligerent, quid diceret, sed contemsit eum, qui minus id facere potuisset. *Cicer.* de *Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

einander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieß ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden seyn müssen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in den Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das große Verdienst der natürlichen

Schreib-

Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständlich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt, daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn so gar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem andern in seiner Art zu denken, natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille* sage:

Pour

* Oeuvres diverses de *Pierre Corneille*, à Amsterdam 1750. p. 84.

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit.

„ Um noch gut zu schreiben, habe ich zu „ lange geschrieben, und die Runzeln mei„ ner Stirne erstrecken sich bis auf mei„ nen Witz; „ Wenn ich dises sage: so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich mehr, als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und großen Gedanken nicht sehr fähig ist; so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen; darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die

Frau

Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen. Er ist natürlich; aber er ist darum nicht lebhaft. Die Begriffe sind zu allgemein. Man bestimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen: so wird der Gedanken sinnlicher, und deswegen lebhafter. Man sage z. E. nach Art des Terenz.

Dum moliuntur, dum cómuntur, amus est.

Indem sie etwas thun wollen, indem sie sich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unsre Einbildung etwas zu thun. Sie sieht die Hände der Schönen gleichsam beschäfftigt; sie stellt sich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch seine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das

Unbe-

Unbestimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeschlossen ist, trägt auch viel seiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, so wird er seinen Werth verlieren. Man sage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe sie jedes durch die Musterung gehen lassen, und den Puder recht gleich darauf streuen, ehe sie das Nachtzeug anstecken, und die Bänder knüpfen: so kann leicht ein ganzes Jahr vorbey streichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn schwächen. Ich konnte dieses alles bey dem moliuntur und comuntur selbst denken, und leicht denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn also eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß verständ-

lich

lich sind, besteht; so kann sie matt werden: wenn sie aus müßigen und solchen Gedanken besteht, die wir leicht von uns selbst hinzusetzen können; so wird sie langweilig nnd weitläuftig. Eben dieses kann entstehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles was zu ihnen gerechnet werden kann, sehen lasse; oder wenn ich nicht die besten, die richtigsten, die abgemessensten Worte wähle; das heißt solche, welche die Begriffe der Sache am geschwindesten und stärksten erwecken können. Dieses ist nicht die gute natürliche, sondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie ist freylich deutlich; aber man schläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, ist ein geringes Verdienst, und heißt mehr von Fehlern frey seyn,

als eine große Tugend in sich haben. Und wie der Leib, wenn er seine Dienste verrichten soll, nicht allein gesund, sondern auch lebhaft und stark seyn muß: so muß gleichfalls die Rede, und so gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank seyn, sondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geschrieben.

Werthester Freund!

Da Sie so lange nicht an mich geschrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weis, was ich denken soll; so habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ursache Ihres langen Stillschweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu schreiben. Ich möchte beynahe sagen, daß ich böse auf sie wäre. Aber vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder

durch

durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben sollte, mich Ihres Andenkens zu versichern. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen studire, und mich zuweilen auf allerhand Art erlustige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.

Ist dieser Brief nicht deutlich? Die Worte sind verständlich, und üblich, und grammatisch richtig. Die Gedanken sind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zusammenhang ist nicht gezwungen. Er hat also in Ansehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abwesenheit offenbarer Fehler erzeuget noch keine Schönheiten. Er ist so deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entsteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast,

an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben so deutlich seyn, als er ist, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft, und worinnen sie besteht; so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Innhalte gegen den ersten. Er schreibt an seinen Freund Paulinus*:

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfind-

* S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe sowohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateinische Du durch unser Sie ausgedruckt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beyden, als ein Exempel anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unserer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieselben gewesen sind.

findlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weis ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergetze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäfften zu danken. Leben Sie wohl.

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beyde Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er

feiner.

feiner. „Sie können mich nicht anders „ wieder gut machen, als wenn Sie mir „ nunmehr oft und recht viel schreiben. „ Dieses wird mir die beste Entschuldi„ gung seyn; alle andre werde ich verwer„ fen ‥„ Von diesen Einfällen weis der erste Brief nichts. Beyde reden vom Böse seyn. Der erste spricht: Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt, und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe schwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böseseyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wider das Böseseyn, der andre auch.

Jener sagt gerade zu, „aber vielleicht sind „ Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, „ oder durch viele Arbeiten am Schreiben „ verhindert worden; denn das will ich „ nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit soll„ te abgehalten haben, mich ihres Anden„ kens zu versichern. „ Dieser betrachtet den Einwurf auf einer anderu Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als jener,

und

und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Plinius, dessen Briefen man die Mühe und das Studirte sonst leicht ansieht, ist hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis quam sit amor iniquus interdum, impotens sæpe, μικραίτιος semper, scheint mir zu geputzt zu seyn. Das interdum, saepe, semper, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stelle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgydruckt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man daß mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachläßiger. Die Entschuldigungen vom verreist seyn, vom krank seyn,

weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt seinen Freund selbst reden: Non fum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in seinem Briefe ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte. Dieses war mir nicht lieb. Um desto angenehmer ist mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen besser da gefällt; und daß Sie itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überschickt, zufriedner sind, als anfangs. Gleichwohl kann ich nicht läugnen daß ich zuweilen wünsche, es möchte ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu sehen, und

mich

mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm seyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntschaft, die sie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie sich ja seine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl.

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnet sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthüm-

thümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll *.

Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäsar kein größres Vergnügen hätten, und nun thut mir es weh, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm ist. Doch lieber mag mich die Sehnsucht nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen sollten. Ueber Ihre Freundschaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeschreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, daß er Sie recht sehr lieben muß. Sie können nichts schöners aus dieser Provinz zurück bringen, als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl!.

In dem Vortrage dieses Briefs ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und

weit

* S. den 15ten Brief des siebenten Buchs.

weit mehr Beredsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und eben so gefällig, weil er richtig und nicht weiter, oder enger ist, als die Vorstellung es erfodert. Man mache, daß sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateinischen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden.

Rollin hat das Verdienst der Ciceronischen Briefe vortrefflich bestimmt*.

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann bestehet das Ver-

* Ses lettres peuvent nous donner une juste idée du stile épistolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelques-unes sont gaies et enjouées où il badine avec esprit: d' autres graves et sérieuses, où il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affairespubliques; et celles là ne sont pas à mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardé dans le gouvernement de sa province, sont un parfait modele de la netteté, de l'ordre, et de la précision, qui doivent regner dans des mémoires et dans des rélations: et l'on doit sur tout y remarquer la maniere adroite et insinuante, qu'il emploie pour se concilier les bonnes graces de Caton -- Sa fameuse lettre à Lucceius, ou il le prie d' écrire l' histoire de son Consulat, sera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à son frere Quintus, où toutes les graces et toutes les finesses de l' art sont mises en usage. *De la maniere d'enseiger & d'etudier les Belles-Lettres.* T. III. à Amsterd. 1736. p. 105. etc.

Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht so wohl bekümmert, was ich dem andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schliessen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewisse Kunst oder verschiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden wer-

den? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedienet sich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man setzt gemeiniglich das, was in der Sache das erste ist, voran. Man fährt mit den Vorstellungen fort, wie sie sich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigste gesagt zu haben. Dieses ist auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken,

und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich seyn. Diese Regel bleibt stets die beste, so viel man auch dawider einwenden mag. Man kann sagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen sehr unnatürlichen und unordentlichen Brief schreiben kann, nämlich, wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm ist. Es ist wahr; aber wir setzen einen gesun-

*Illam vnam esse artem epistolarum in eloquendo censebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo stulti sensus aut inepti, & nimis perturbatus abesset ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conscr. epistol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epistola negligus aut nullus, vt in colloquiis incuriosum quiddam & incompositum amamus - - Omnino *decora est incuria*: & recte monuit Cicero: *epistolas debere interdum hallucinari*. Itaque ille ipse haesitat, reuocat, turbat, miscet: nec quicquam magis curasse videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipsius* Institut. Epistol. C. VI.

den Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbet hat, der wird freylich nach dieser Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll. Alle die künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Briefsteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken

in

in gewisse Behältnisse zwingen soll, in die sie sich meistentheils nicht schicken, sind niemanden anzupreisen*. Ja man kann beynahe das von, ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so, daß man nichts anders zu lesen braucht, als ihn, wenn man verstummen will**. Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefschreiben

* Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi seruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, qem consilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Erasmus* de *rat. consc. epist.* p. m. *98*.

** Scripsit artem rhetoricam Cleanthes, sed sic, vt si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *de finib.* 1. *4.* c. 7.

zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion, und in ein Consequens einspannen müssen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieses

Mittel

Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schluß-Formeln, gewisse Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat*. Die Briefe

haben

* So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zum Theil von grossen Gelehrten aufgesetzet worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebne Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander geschrieben; andere über die Anweisungen der andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a Vives Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts

aus

haben nothwendig steif und ängstlich werden müssen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erstickt hat. Sie haben einförmlich und eckelhaft werden müssen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hiezu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleysprache wäre die beste und also auch die Sprache der Briefe; welches eben so viel heißt, als wenn man sagte, diejenige Sprache, die im gemeinen

Le-

aus ihren Anweisungen gemacht. Mann findet indessen noch allemal Spuren groser Männer darinn. An Philipp Horst und Valentin Erythräi Anleitungen trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beyden Bücher περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων, de epistolar. formis s. tipis, und περὶ τῦ ἐπιστολικῦ Χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuschreiben, und von denen das letzte eine

müh-

Leben am wenigsten gehört, und beynahe gar nicht verstanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer solchen künstlichen Einrichtung eines Briefs aus Junkers Briefsteller vor uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordent-

mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nikobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs, ist vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Caselius hat einen Commentarium darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor Richelets Sammlung auserlesener Briefe steht, verdienet gelesen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amsterdam 1750. zu finden ist. Unter den deutschen Anweisungen haben sich des Herrn Magister Stokhausens Grundsätze den meisten Beyfall erworben. Wer aber im Lateinischen eine recht kurze und sehr schöne Anleitung zu Briefen lesen will, der schlage in des Herrn Professor Ernesti seiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 79 f.

dentlichen Chrie einrichten kann. Man setze, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man. Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74 S. also aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

Beweis: Denn sie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per distributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeigung gegen jedermann.

Beschluß: Darum ist es kein Wunder, wenn er, sowohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

End-

Endlich setzet man einen Trost nach gegenwärtigem Exempel bey, und beschließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretär!

Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Absterben Deiner wertheften Eheliebsten bekommen. Die Spuren von den Thränen, so Du in währendem Schreiben vergossen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um desto weniger der Thränen enthalten, ie größer der Verlust ist, den nicht allein Du, sondern auch alle diejenigen, so keine Feinde der Tugend sind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten, und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit

in

in dem Umgange mit jedweden, ist werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den Du insbesondre leidest. Ich weis Dir selber keinen Trost zuzusprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geist des Trostes in Dein Herz schicken, daß Du in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey ꝛc.

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiolvgie) und sehe, ob sie natürlich ist. „ Ihre (der verstorbenen „ Frau) Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe „ gegen ihren Eheliebsten, und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden, „ ist werth, daß alle, welche den Werth

„ ei-

„ einer Ehefrauen von solcher Beschaffen-
„ heit, wie die Deinige gewesen, erkennen,
„ den Verlust mit Dir beklagen, den
„ Du insbesondere erlitten hast = =„. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, sondern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studirte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affekt der Traurigkeit, den ich dem andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also diese Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung wür-

de bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stufenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauere? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Umständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; so pflegen wir im Affekte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seinen armen Freund gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn.

Endlich

Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beyden Sätze: Ihre wackere Frau ist gestorben, ich bin betrübt darüber; bieten sich durch die Sache selbst an, und die Chrie sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor, und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat dem Verfasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkührlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste mittel, diese Methoden zu widerlegen,

legen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben sind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der sich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Diese guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus diesen Exempeln sehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man schon im Vorrathe hat, ehe man den Brief schreibt: sondern daß die Vorstellung des Innhalts jedesmal die Einrichtung giebt; daß diese nicht gezwungen seyn darf; daß sie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlassen ist. Junge Leute werden tausendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu lesen giebt, und sie auf eine brauchbare Art mit ihnen

durch-

durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald sehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die sich zur Sache schicken, ausfüllen soll. Man mache sie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt schönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerksam. Man lasse sie oft aus wohlgeschriebenen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen ist; wie er alles verderbt haben würde, wenn er diesen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft selbst einen Hauptinnhalt aus einem solchen guten Briefe, und lege

ihn jungen Leuten vor. Man frage sie, wie sie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwischengedanken durch Fragen erfinden. Man lasse sie den Brief aufsetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original selbst*. Dieses wird die Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein ver-

meh-

* Bey der Durchsicht ihrer Briefe folge man der Vorschrift des Erasmus: Neque sat habeat doctor, manifesta sermonis vitia castigare, verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum, si durius translatum - - si quid absurdius compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praetertium, quod inseri oportebat: si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si jocus sit frigidior: si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat brevius: aut si brevius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. De conscrib. epist. p m. 52.

mehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund!

Fahren Sie doch heute mit mir spatzieren. Es ist so schönes Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre Gesellschaft keins haben werde. Wenn Sie mir dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm spatzieren führe. Thun Sie,

würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „ Daß ich „ Lust hätte spatzieren zu fahren; daß „ heute schönes Wetter wäre; daß er mir „ einen großen Gefallen erweisen würde, „ wenn er mit mir führe.„ Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „ Nein, er kann ja eben das Vergnügen „ in meiner Gesellschaft haben, das ich in „ seiner habe. „ Wollen Sie ihm dieses sagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß er vortheilhaft für ihren Freund wird. Lassen Sie ihm sehen, wie sehr Sie

ihn

ihn lieben. „ Ich will ihm also sagen, daß „ ich überhaupt ohne seine Gesellschaft „ kein Vergnügen genießen könnte. „ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie sie schreiben wollen. = =

„ Ich werde schreiben:

„ Haben Sie doch die Gewogenheit für „ mich, und fahren Sie heute mit mir spa„ zieren. Es ist ein so schöner Tag, und „ ich sage Ihnen, das ich ohne Ihre Ge„ sellschaft kein Vergnügen auf dieser Ret„ se haben werde. „ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könn-

ten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. „ Ich will ihm sagen, daß ich ihm wieder „ eben diesen, oder einen andern Gefallen „ erweisen will.„ Ich will also fortfahren: „ Sie können versichert seyn, daß ich „ Ihnen eben diesen Gefallen bey andern „ Gelegenheiten erzeigen werde.„ Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr, Sie können versichert seyn, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „ Ich will „ Ihnen alles wieder zu gefallen thun, „ wenn Sie mir diese Freude machen. „ Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun

Sie am Ende? „ Ich bitte noch einmal. „ Wie wollen Sie also schließen? „ Thun Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich bitte Sie recht sehr. „

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: Haben sie doch die Gewogenheit für mich, kein besonderer Zierath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „ Untersuchen Sie nicht, wie „ viel Sie Vergnügen auf dieser Reise ha„ ben werden; denken Sie vielmehr daran, „ daß ich ohne Ihre Gesellschaft keines „ haben werde, „ weit besser sey, als die seinige: „ Ich sage Ihnen, daß ich ohne „ Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf „ dieser Reise haben werde. „ Die erste ist natürlicher. Sie erinnert ihn an sein

eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschliessen sollen. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobspruch. Der Lobspruch selber wird bescheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf diese Art kann man jungen Leuten sagen, wie sie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewisse Art neu machen können; wie sie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müssen, wenn er gefallen soll. Ich würde ihm endlich sagen, warum der Schluß in dem ersten Briefe einigen Vorzug vor dem Schlusse seines Briefs hätte. Wüßte ich einen gezwungenen Brief von eben diesem Innhalte: so würde ich

ihn solchen lesen lassen, und ihn nöthigen, mir sein Urtheil zu sagen. Es steht einer in Junkers Briefsteller, der eben diesen Innhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund!

Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch Ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht gleichsam erst angenehm machen. Da nun heunte überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet eine Spatzierreise zu thun: so bitte mir die Ehre Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden sodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung, und in den Perioden das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufsuchen, und mir die Ursa-

chen sagen müssen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön, oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese

sie

sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich an der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden

Sprachen lesen können*, oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

Will man sich selber im Briefschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man

* Unter der großen Menge französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquisinn von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Büssi-Rubütin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racinen, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltairen in seinen Werken haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Babet in den lettres de Respect, d'Obligation & d'Amour de Mr. Boursault. à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Mädchen beschämt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreyßig. Boursault sagt in der Vorrede, daß er die andern weggelieh̃n, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geschrieben, ist bekanut. Man hat sie in 6. Bänden zu Haag 1726. wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen französischen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind von 1670. an, geschrieben. Die Briefe des Büssy würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Akademist, weniger darinn redte; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als kleinmüthig, wä-

re.

man im Anfange gute Briefe übersetzt. Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich, wenn man sie ohne Aufseher unternimmt, und nicht Einsicht genug in beyde Sprachen hat.

re. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1709. in fünf Bänden unter dem Titel, Lettres, Mémoires et Négociations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienst, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht, mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche sein Herr, der König, und Lionne an ihn geschrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer schreibt an ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr unruhig wird; daß sie sich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht soll dieses die Lehre seyn. Aber sie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieses auch eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine Originalgeschichte des menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind natürlich geschrieben, so bald man ein Frauenzimmer vom Verstande und von der Gemüthsart der

Mar=

Man kann das schönste Original durch eine halbgetreue Uebersetzung verderben. Das heißt nicht getreu übersetzen, wenn man nur den Sinn seines Autors ausdrückt.

Ich

Marquisinn voraus setzt. Eben so genau schildern die Briefe der Ninon L'Enclos (Lettres de *Ninon* de *L'Enclos* au Marquis de Sevigne. *à la Haye* 1750.) das menschliche Herz ab, und sie würden es noch genauer abschildern, wenn sie nicht manchmal besondre Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbahren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimnisse der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabne Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkern, Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andre Seite schlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserinn, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine L'Enclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weis, ob sie ihn nicht selber zum Verfasser haben. Racinens Briefe findet man in den

Mé-

Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angeht, beydes mit gleich-

Mémoires de Jean Racine, die sein Sohn vor etlichen Jahren heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es so gar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen großen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. An den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de Lambert à Lausanne 1747) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Kritik, als Briefe im eigenen Verstande nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen ga-

lan-

gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppel-

kanten und philosophischen Briefen, welche den zweyten Band seiner Werke ausmachen, nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfasser selbst davon das Urtheil fällt, daß sie zum Theil vielleicht zu tiefsinnig, zum Theil, als ein Werk seiner Jugend, zu schimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verschiedener französischer Scribenten, auszugsweise in zween Bänden herausgegeben, und sie unter gewisse Classen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem ersten Theile ein langes Verzeichniß von Briefschreibern seiner Nation; und wer ein noch längeres sehen will, der lese den Herrn Arenhold in seinem Conspectu Bibliothecae vniuersalis - - Epistolarum, 38 - 58. Seite. *Hanov.* 1746. Man hat im Italienischen beynahe eine eben so große Menge Briefe, als im Französischen, gute und schlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano und Lupis sind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari. Venet. 1574. II. Vol.) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen, die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrü-

doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthiget ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden *.

Wenn

drucke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Metaphern und die gothischen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

* Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden, erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum vsus adolescens, vt summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequebar, ut, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non solum optimis verbis vterer, & tamen vsitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua nostris essent, dummodo essent idonea. L. I. de *Orat. p. 305. l. c.*

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und folge seinem eigenen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: so würde die Aufmerksamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einschlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unser Vergnügen, und wer seiner eigenen Art zu denken nicht folgt, der benimmt sich das sicherste Mittel dem andern zu gefallen, und etwas neues zu sagen. Wer sich gar nichts, sondern alles

seinem

seinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur seinem Beyspiele kümmerlich folgen *, der wird ihm nicht allein nicht gleichen, sondern auch stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun: und eben so unanständig, bloß auf andrer Kosten zu schreiben, als auf andrer Kosten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

* Eum nemo potest aequare, cujus vestigiis sibi vbique insistendum putat. Necesse est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque facilius est plus facere, quam idem. *Quintil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effeciffet eo, quem sequebatur? *ibid.*

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben, weil sie beydes in der Ferne suchen, und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und sie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen *. Die

Kunst

* Plerumque optima rebus cohaerent & cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper, seque subducant. Ità nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus & inuentis vim afferimus. *Quinctil.* L. 8. *Prooem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortrefflichen Anführers in der Beredsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non resupini, spectantesque tectum, & cogitationem murmure agitantes, expectauerimus, quid obveniat; sed quid res poscat, quid personam deceat, quod sit tempus - -,

intuiti

Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorstellungen keinen Eckel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir schreiben, erzeugen die meisten Gedanken in Briefen. Man sey also aufmerksam auf die kleinen Umstände, welche die Gelegenheit darbietet, um sich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich ist, den wird nichts rühren, als das Grobe von einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache sieht, so bekömmt man viele

intuiti, humano quodam modo ad scribendum accesserimus: Sic nobis & initia, & quae sequuntur, natura ipsa praestabit. Certa sunt enim plerumque, &, nisi conniveamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec rustici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus semper optimum esse, quod latet. L. X. c. 3.

viele und also auch neue Vorstellungen. Auf diese Art entsteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichtesten, feinsten und nöthigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen *. Die Empfindungen der Frauen-

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balzac & de Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont réégn que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin que le nôtre dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours & des expressions, qui souvent en nous ne sont l'ef-

fet

enzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwind der andern Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken so lange auf; wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um.

Ihre

fet que d'un long travail & d'une pénible recherche; elles sont heureuses dans le choix des termes, qu' elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté, & semblent être faits seulement pour l'usage où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, & de rendre délicatement une pensée qui est délicate. Elles ont un enchaînement de discours inimitable, qui se suit naturellement, & qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient tou ours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans notre Langue de mieux écrit. *Tom.* I. p. 152.

Ihre Gedanken selbst sind, wie Ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedan-

danken in einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbten Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebessert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen Juvenal * die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curvum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quaedam ex libris, & non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr

* Juv. *Sat.* 6.

schöne Briefe schreiben. Und es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die sie an den Bourfault geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben, sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch eckelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt

sich

sich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden seyn, wenn sie anders geredt, sie weniger frey, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie ist ausser der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affect herrscht. Wenn man also dem andren seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindung erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand; und sei-

nen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affecten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäfftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungne Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen

nichts

nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst, und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfordert, wenn wir unsere Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegensätze und andre witzige Einfälle fallen sollen. Der Affect aber läßt uns zu dieser Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es sey so schön als es will, ist in solchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten sorgen. Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leidenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind. Ein verwegner Ausdruck, der sonst nicht gebräuchlich ist, kann im Affecte schön werden, weil ihn die Heftigkeit

meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem solchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug gesagt zu haben, die uns stets vor den Augen schwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig ist, kann in dergleichen Briefen natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht schwer seyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebenen Trauerschreiben sehen will, der lese Neukirchs Brief an

die

die Frau von Bajanowsky *, über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Nahme eines Freundes, eines Clienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den

* S. Neukirchs galante Briefe, am Ende des Junkerischen Briefstellers, S. 210. Man findet diese Briefe auch bey einer Uebersetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730. herausgekommen; desgleichen in Volks Briefsteller.

Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affecte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrösserungen und Künsteleyen entsagen, damit sein Affect nicht studirt, oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Das nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„ Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„ Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„ Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„ Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„ Nicht weis, wie ich ihn trösten soll,
„ Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen.

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich seyn.

Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an

Namens-Geburts-und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich ansieht. Es sind ausgedehnte, frostige, übertriebne Complimente. Die Materie verändert sich in diesen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünschen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit ist nur die Ursache dazu. Wer kann von einem so unfruchtbaren Innhalte etwas anständiges sagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Person oft selbst nicht betrübt ist, an die

man schreibt; wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs-und Schluß-Formeln nehmen, ist pedantisch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondre Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freywillig etwas zum Anfan-

ge, oder zur Ausfüllung solcher Complimente, hergiebt; kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an seinem Geburtsfeste, überhäuft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miser jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, un-

sre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfodert, Ew. Excellenz bey dem Eintritte des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche die Worte vergebens, wodurch sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen muß, wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückseliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Erfüllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der erstinnlichsten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich

träglich ist. Es ist nicht gerade zu, es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verlohren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn einmal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt, und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in seine Worte einkleidet, als wenn man sich der Kanzleysprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch seine curiösen Hof- und Staats-

schrei-

schreiben, und durch seinen Vorrath wohl-stylisirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieser letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unserer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem gesegneten Eintritte dieses instehenden neuen Jahres zu gratuliren, mit dem aufrichtigsten Beywunsch, daß der Allerhöchste Ew. Liebden in diesen und vielen folgenden Jahren mit aller selbst wählenden Fürstlichen Prosperität, und demjenigen, was sonst zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender Continuation Dero hochschätzbaren Freundschaft und Wohlwollens zu Erweisung ꝛc. ꝛc.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Ausser der Armuth des Innhalts in den Complimentbrie-

briefen, macht auch der Respect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sklavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art, zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unsrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstracta gemacht, und den gnädigen Herrn in

die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach dem Befehle der Briefsteller diese Titulaturen an bestimmten Stellen wiederholen. Dieses muß nothwendig Eckel und Bangigkeit im Ausdrucke verursachen. Man soll nicht, wie man wenigstens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben, reden. Und wenn alles dieses nicht die Grammatik beleidigte: so beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: so muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weise unverbunden gesagt werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unsere Anführer treiben uns noch weiter. Wir sollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von

ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; sondern: Nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynahe unmöglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen. Sie stören die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittschreiben und Dankſagungsbriefe an große Herren sind weit leichter

zu

zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Innhalt, dazu sich immer verschiedne Umstände, verschiedne Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch

nicht

nicht dem Balzacischen oder Voitürischen Geschmacke überlassen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beyden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste was es wolle. Alles was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste ermüdet, wenn es immer eben dasselbe bleibt. Voitüre ist ohne Zweifel dem Balzac

noch

noch vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen * angenehm zu lesen. Boileau hat beyder Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt**, und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den

Bal-

* Der Herr von Voltaire setzt die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. seinen Temple de Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß der Herr Voltaire den Büssy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint eine kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigenliebe ist beschwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich leicht und fein zu seyn. Pitaval beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epistolaire, qui surpasse le stile fin & aisé du Comte de Bussy. S. *Causes celebres* Tom. VI. p. 317.

** S. den vierten Theil seiner Werke, d. 93. S. Amst. Ausg.

Balzacischen Schönheiten mag folgender Brief * an die Marquisinn von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame!

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müssen, und Sie haben uns eine so gute Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun diese süsse Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: so halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen Madame, für mein eignes Ver-

* Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. p. 356.

Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses sind keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie nur für sich allein glücklich sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie unserm Jahrhunderte zu Wege gebracht haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophethisch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was sich von zwo Personen herschreibt, für die ich eine so hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne Wünsche thun, wenn Sie dieselben erfüllen sollen. Und weil die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen selbst herkommen soll, als die vortreffliche Geburt: so glaube ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu seyn, als ich itzt in der Versicherung bin, zeitlebens zu seyn ꝛc. ꝛc.

Dieser Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen

beyden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der süßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: „ Ich habe es für meine Schuldig„ keit erachtet, Ihnen für mein eignes „ Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. „ Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquisinn die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und prophetisch. Er entschuldiget sich unmittelbar darauf wegen des

Pro-

Prophetischen in einem Gegensatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpaß macht, darauf eine Capriole schneidet, und, wenn er sich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen sagen, deren Innhalt aus bloßen Erzählungen besteht. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als daß heute dieser Fall, morgen ein andrer sich zugetra-

gen hat: so wird freylich nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein, wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese beyden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzählen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie auf einander gefolget sind. Man muß die geringen bald aussen lassen, bald etliche in einen zusammen ziehen, das heißt, sein

Ge-

Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig ist. Diese Art zu erzählen, ist schon ein großes Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht: sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umständen, oder Personen, entwirft, insonderheit wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft

selbst im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Witz, oder unsre Belesenheit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun, daß alles, so sehr es entbehret werden kann, doch zur Anmuth der Geschichte unentbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Verdienst der Erzählung. Selbst wenn sie prosaisch ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poesie. Wie es überhaupt in der Poesie gewisse Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die sowohl Glück als Sorgfalt sind; wie es in ihr, sowohl als in der Musik, na-

menlose Annehmlichkeiten giebt, die sich durch keine Methoden lehren lassen, und die, wie Pope * spricht, eine Meisterhand allein erreichen kann; so geht es auch mit vielen Schönheiten der prosaischen Erzählung. Livius ist ein Meister in dieser Art zu erzählen. Man darf nur seinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen lesen, wenn man sich davon überzeugen will. Die Personen, denen man erzählt, können, nachdem sie hoch, oder uns gleich sind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen selbst, nachdem sie wichtig, oder nicht wichtig, weitläufig, oder kurz, trau-

* Some beauties -- no Precepts can declare,
For there' a happiness as well as care,
Musick resembles Poetry; in each.
Are nameless, graces, which methods teach,
And which a Master-hand alone can reach.
Essay on Criticism. v. 142.

rig oder lustig sind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieses der Klugheit eines jeden überlassen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, sondern auch zum Vergnügen: so giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geschrieben werden. In diesen Briefen haben wir die Erlaubniß sinnreich zu seyn, und tausend Dinge, die in ernsthaften Briefen unnatürlich seyn würden, können hier natürlich seyn. Es ist ganz etwas anders, bald im Ernste, oder zum Scherze sinnreich seyn. Ich will im Scherze nicht so wohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er sieht meine Absicht, und willigt gleichsam unter der Bedingung darein, daß ich sie glücklich ausführen werde. Es ist also bey solchen Briefen nicht die Frage,

ob

ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben so sinnreich, und so fortgesetzt sinnreich, zu reden pflegt. Nein, es ist die Frage, wenn man solche Briefe vor sich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieselben der Mühe werth sind, ob sie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig sind, ob sie ungezwungen sind. Wenn das ist, so mag der Brief durch und durch sinnreich seyn, er wird immer in seiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht so wohl von der Seite eines Briefs; man sieht ihn für einen witzigen Aufsatz in Form eines Briefs an, und nach dieser Aussicht beurtheilt man ihn. Man untersucht nicht so wohl, ob uns oder vielen diese Art zu reden eigen ist, sondern vielmehr, ob sie dem Verfasser leicht geworden ist. Die

sa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poesie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte lesen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner gesagt ist, als man prosaisch davon zu reden pflegt: so ist es uns genug, daß diese Art zu denken dem Verfasser natürlich läßt, und wir wissen es ihm Dank, daß er so und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekostet, ob er keine Kunst dabey angewandt hat. Wir sind zufrieden, wenn wir diese Mühe, diese Kunst nicht sehen. Es gefällt uns an ihm, daß er so glücklich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Pralerey, wenn wir sehen, daß er nicht so wohl für seinen Ruhm, als für die Sa-

che und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andre diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind, so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindruck angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir

dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinter einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemeßne, geschmückte, und lebhafte Schreibart, ohne

Ab-

Abwechselung, ohne Mannigfältigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann*. Man sollte also die sinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieses nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaf-

* Vel ex poetis, vel ex oratoribus possumus iudicare, concinnam, distinctam, ornatam, festiuam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamuis claris sit coloribus picta vel poesis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de Orat. L. III. pag. 477. edit. Elz.

tigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis an dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen muntrer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln,

ihnen zum Scheine widersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesien des Abts Chaulieu verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geschrieben hat.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe ins besondere eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als aus dem Ueberflusse des Witzes her. Sie ist nicht so wohl sinnreich, als naif. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer

Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriedneu Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, so wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Ihre Briefe sind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten bestehen, nicht wohl zu übersetzen. Man muß

auch

auch mehr, als einen lesen, wenn man ihre Schreibart schmecken will. Weil diese Briefe beynahe schon hundert Jahr alt, und nicht gar zu bekannt sind: so würde ich etliche zur Probe hersetzen, wenn nicht die Welt bald eine Uebersetzung davon zu hoffen hätte.

Von solchen aufgeweckten Briefen trifft man verschiedne gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, der muß mit einer nicht ganz getreuen Uebersetzung * zufrieden seyn, die man im Französischen

* Lettres d'Aristenete aux quelles on a ajouté les Lettres choisies d'Alciphron, traduites du Grec, à Londres 1739. Aristänets Briefe sind eher Gemälde und Beschreibungen, als Briefe im gewöhnlichen

Ver-

zösischen davon hat. Des Alciphrons Briefe sind nicht alle übersetzt, sondern nur die galanten gewählt. Es stehen in den bremischen Beyträgen, im zweyten Bande, ein paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wird.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Frostige, als daß man sie jemanden anpreisen könnte. Man lese folgenden Brief von Neukirchen, wenn man sich einen Eckel vor der unverschämten Art zu scherzen erwecken will.

An

Verstande. Wer die meisten rgiechischen Briefe, Briefe von fünf oder sechs und dreyßig verschiedenen Verfassern, theils Philosophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunst, beysammen sehen will, der findet sie in einer Sammlung in zween Bänden in 4, die Aldus Manutius 1499. zuerst herausgegeben.

An Calliſten.

Meine Jungfer!

Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil ſie ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl etwas: aber die größte Schuld hat mein Philax, welcher geſtern frühe verſchieden, und ein ſo unglückliches Ende genommen, daß die Seele ſchon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererſt verkündigte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen, wie ich mich darüber quäle, abſonderlich, weil mich alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich fürchtete, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausſchlagen. Weil ich nun aus meinem eigenen Exempel wuſte, daß nichts ſchädlicher ſey, als dieß Feuer, wann man es nicht bey Zeiten löſchet: ſo wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwiſchen unter-

terhielt ich ihn mit guten Speisen, ich schmeichelte ihn mehr als sonsten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber dessen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte sich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieser erbärmliche Fall erfolgte, und er sich vor Herzeleid und Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm meine Jungfer sehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie sie sich über diese Zeitung geberden wird. Wie? wird sie sagen: Hätte er denn nicht können klüger seyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewiesen, daß er ohne seine Bußlinn nicht länger leben könnte: Warum hat er ihn nicht wieder loß gelassen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann ich gewust hätte, daß ich irrte, so würde es wohl schwerlich geschehen seyn. Allein meine Jungfer weis, daß sie mich quälet, Sie hat meine Liebe selbst angezündet, und kann leicht schliessen, daß ein Mensch empfindlicher ist, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret sie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, Sie habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann sie mich nur mit

Wor-

Worten speiset, da sie mich doch inzwischen durch ihre unerträglichen Gesetze zu Grabe schicket. Ach Calliste! Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was sie befiehlt, je mehr befiehlt sie mir zu thun, was ich nicht kann. Und also ist es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorsamster Knecht ꝛc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfasser wohl ein nachtheiliger und schmuziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den

Deut-

Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der Neu-Aufgrichteten Liebes-Cammer *, Franzisey. Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus hersezen.

CCI.

* Der ganze Titel dieses Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höflich verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherley Erfindungen sowohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularn, als vieler seltner Liebesfälle und mehrerer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch E. F. 1679.

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß sie von mir schriftlich verlangt zu wissen, was eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeine, es könnte ihr diese Wissenschaft mündlich viel bequemer werden beygefügt. Dann dafern sie nur einen einigen aus gewogenen Herzen rührenden mir ertheilte; würde sonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr gnugsamen Unterricht geben, was das Küssen sey und bedeute, und was Sinnen-beliebte Beränderungen daraus entstehen. Weil sie derwegen die geschickteste Meisterinn ist, eine solche Frage aufzulösen; möchte ich die Antwort lieber geben, als schreiben, wann es nach meinem Wunsch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meynung unter ihren Willen demüthigen, und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, so gut es immermehr möglich, in einer Sache, welche sich besser durch die That, weder mit Worten und Buchstaben erklärt.

Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun könne; besondern aufs wenigste ein paar Küße, zur Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon geschrieben.

Der Kuß ist gleichsam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubeflissenen Willens: Ein Pfandschilling künftiger Vereinigung: Die stumme, aber allervernehmlichste Sprache des verliebten Herzens: Ein Geschenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse: Ein paar gegeneinander schlagende Feuersteine: Ein Karmesinrothes Wundenpflaster der Liebe: Ein süsser Lippenbiß: Ein holdseliger Munddruck: Eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht sättiget: Ein Obst, so man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

Befindt Sie diese Beschreibung und Eigenschaften des Kusses nicht richtig: Wohlan, Schönste, so laßt uns eine nach der andern an unsern Lippen fürnehmen und examiniren, und wider-

legt

legt mich durch die Erfahrung, so ichs etwann nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß ist ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer korallinen Presse. Die Lippen sind koralline Pressen, denn sie sehen roth, und lassen sich von der Zuneigung, wie vom Drucker zusammenziehen, und daraus entsteht ein Abdruck, das ist der Kuß. Ein Kuß ist ein Paar gegen einander schlagender Feuersteine. Hört man bey dieser Abbildung nicht die Küsse vernehmlich schallen? Und weil die Küsse das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wundenpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, verstehet sich

von

von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchen deswegen nicht gefallen, weil er nicht weis, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Anwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel ausserordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wenn

wer-

werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten, denn dazu gehört sehr wenig; sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Bitterkeit ist mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich dergleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die Freundschaftlichen Briefe in Ansehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die

Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unsrer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen,* und vielen andern? Sind

* In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! Ich rede von dem Verfasser der Clarissa. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Ara-

Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht heben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkei-

Arabella herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und dieses Meister-

stück des Witzes verdient unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen,

ten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn sie unsre Sprache lernen, von uns denken sollen, daß wir keine haben; oder was sie von dem Geschmacke eines Landes denken sollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen ist. Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sichrer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausschweifenden Sitten, und auf die pedanti-

sche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geschmack in einem Lande überhaupt, und insonderheit den guten Geschmack in Briefen herzustellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren sind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen, und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in Kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man liest sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine

davon empfinden, schämen sich doch den Klugen und den Meisten zu widersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer Art vortrefflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfodern, oder die uns

bekannt

bekannt sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Uebung erwerben. Gleichwohl treiben sie die beyden ersten Künste oft lieber fruchtlos, als daß sie sich mit der beschäfftigen sollten, in welcher sie glücklicher seyn könnten. Wenige von denen, die studiren, sind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredsamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unsern Willen Verräther unsers Verstandes, und oft unsers ganzen Charakters sind; daß sie Mittel sind, andern eine gute oder schlechte Meynung von unsrer Geschicklichkeit beyzubringen; daß sie Beweise sind, ob

es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, gesund oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir zu leben wissen oder nicht; daß sie also sehr oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unser Glück zu befördern oder zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da diese, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig seyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, so groß er war, war doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu einem Sprachfehler* mit seiner Kritik herab zu lassen, den sein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn

*-- sed heus tu, qui λαῶν esse meorum scriptorum soles, vnde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter* seruiendo? vnde in istum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium est proprium in officio - - *Epist.* 17. Lib. XVI.

Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache sogar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein,

man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

Briefe.

Briefe.

Erster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B***.

Es ist wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Versichrungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch schätze; immer Danksagungen und gute Wünsche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht so redlich gegen mich gesinnt: so würde ich nicht beständig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie also Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) so stehen Sie beständig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu lesen. Doch was schadets? Können die Verliebten in ihren Brie-

fen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: so müßen auch gute Freunde von der Freundschaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch andere ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unsers Herzens anfangen und beschließen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu seyn, und ich fühle so viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen sage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal sagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam!

Freuen Sie sich! Ich bin entsätzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche, und eine

Nacht

Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs iemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das wenigste, wenn ich an meine Reisgefährten denke. Stellen Sie sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepackten Wagen nebst drey Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein Paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwann mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte.

möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will: so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftobaksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstre Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber ie finsterer ich aussah, destomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwann übermorgen der Execution in Zeitz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gerne sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Deliquentinn einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte: so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte; so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sah das Stühlchen bringen, ich sah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich sah alles. Einer von den beyden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhun-

hunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren, beygewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R***. Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten mußte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht gereget hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte

dem Scharfrichter noch allerhand Böses, als ein junger Mensch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sahe ihn für einen jungen Studenten aus J== an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mine wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Toback an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Electricität. Er brachte die ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stossen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz electrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge stunden. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der

Lein=

Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an; ich dachte, Sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden ... Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Iudicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein.

Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürm, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! Der junge Laffe antwortete mir, das sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne; dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurecht gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher seyn möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänse, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich, eins um das andre, auf

meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bey mir lag, an. — Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieser Anstalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angst umarmte, und ihm alles versprach, und ihn zu meinem Erben einsetzte, so krank war ich, fieng an zu schmälen, und zwar ziemlich nachdrücklich. Er redete mit des Wirths Sohne von der Peitsche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkosungen dahin, daß er aufstund und selbst mitschekerte. Nun war ich ohne Trost. Der Hopfen war gelesen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth seine Geige von der Wand, und spielte sein Leibstückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub ersticken müssen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu stolz war, mit zu tanzen,

sehr

sehr demüthig, daß sie mir eine Kammer einräumen sollte. Kurz, ich bewegte sie, daß sie mich in ihre eigene führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zittere, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandnen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang in ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Drit=

Dritter Brief.

An den Herrn von P****.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir diese Frage nicht selber beantworten?

Ihr liebt, und schmeckt das Glück der Zärtlichkeit
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben:
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen sie beschrieben.

Können Sie an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben? Ich sehe sie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unschuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnsucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrscht in allen ihren Zügen,
Sie sieht sich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge spricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge sprach, mit meinen Worten sagen!
„O P== mein ganzes Herz ist Dein,
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;

„Nein

„Nein, jeder Tag muß Zeuge seyn,
„Daß keine wahre Frend uns fehlet,
„Seit unsre Herzen sich gewählet,
„Und der beglückten Wahl sich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge seyn,
„Daß wir stets zärtlicher empfinden,
„Daß wir stets fester uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge seyn,
„Daß wir uns selbst die Freuden geben,
„Die alle Stunden sich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, so lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Fest der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge seyn,
„Daß wir kein größres Glücke wissen,
„Als uns Zeit Lebens zu genießen,
„Als uns zu sehn, zu sprechen, und zu küssen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft, und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich sehe noch jede kleine Mine, mit der sie einander liebkosen, und einander tausend schöne Dinge sagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobsprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beschrieben. Ich sehe noch die Röthe und die niedergeschlagenen Augen, die ihr diese Lobsprüche abnöthigten. Ich höre

sie

sie noch bitten, daß Sie nicht loben sollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß sie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beyde seyn, und an Ihrem Beyspiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie sie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuschauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebster P..., wenn es bey mir stünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch, es soll mir so gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden seyn, Sie mit dem Ende des Jahres erst wieder zu sehen. Aber werde ich denn binnen dieser Zeit nicht wenigstens einen Brief von ihnen erhalten? Nicht einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht schenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beyde noch nach meinem Wunsche leben; daß Sie den Neid eben so besiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund sind: so will ich zehn Briefe dafür schreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

An eben denselben.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für Dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen?
Dir, wo du gehst, entgegen eilen?
Dir Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind

die

die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlinn, und Sie wären ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte Ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebte, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüte der Gesundheit, mit allem Reitze der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer ihres Geistes gemacht hat. Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich itzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet:

„ Also muß ich sie verlassen? O Gott, warum
„ habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lie-
„ ben müssen? Sie, Sie machen mir mein En-
„ de schwer, sonst nichts in der Welt ... kann

„ ich Sie denn nicht noch ein Jahr besitzen? Doch, „ Herr, nicht mein Wille, sondern der deinige „ geschehe! ⁂ Verlassen Sie mich. Ich liebe „ Sie, ich sterbe. „ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. „ Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie ... ich sterbe. „ Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treusten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie: aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt; aber ich weis, daß Sie dieser Zeit durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre standhaft seinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dieß ist der einzige Trost, den andre, und wir selbst, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc. Fünf-

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***.

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antworte, und halb Beschäfftigung. Rache? werden Sie sagen; Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E**. Sie mußten doch Ihre Noth iemand klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will ihren Kummer so wohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beyden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period ist nunmehr vorbey. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte

darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein!

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilet, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, Gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man

von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben diesem Briefe an Ihre Freundinn, gewünscht, reich zu seyn, um mir jährlich eine Pension aussetzen zu können, und ich versichre Sie, daß mich dieser Wunsch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Pension von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, sondern auch diese, ohne sie es wissen zu lassen, wem sie ihr Glück zu verdanken haben. Dieses können nur die edelsten Herzen. Aber, Gnädiges Fräulein, wenn es bey mir stünde, so würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt seyn sollten, mehr wünschen, als eine Pension. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hause der geistreichen Marquisinn de la Sabliere zwanzig Jahre seinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beschützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich seyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht so wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine so wohl, als —? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzte, und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen

Freundinn, und in meinen Augen verlohren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, das Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich schließe also, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben dieselbe.

Gnädiges Fräulein!

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und so schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie also, mir nur selten, oder nur in ein paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringste Mühe machen will. Diese Bescheidenheit ist eine nothwendige Tugend, wenn man so viel Hoch-

achtung

achtung für eine Person hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn so hart verwiesen, daß sie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart gesprochen habe? Sie liebt Sie viel zu sehr, als daß ihr auch das geringste Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig seyn sollte; und sie versteht sich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß sie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur destomehr erwerben, und andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Sie sich selbst versagen. Wer so lebhaft uud richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemal schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und selbst ihre Nachläßigkeiten sind noch liebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns ihr Geschlecht in den

Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande seyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu schätzen weis. Ich habe die Ehre, Zeitlebens zu seyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam!

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeilen Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als ihr C=. ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und . = . darf ich es sagen, als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in D ===? Ist mein Gedicht auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann === Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so seltne Begebenheit verdienet es ja wohl! . == Hört Ihr

Mann

Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von funfzig Ducaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Ducaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücke mit doppelten Herzen, mit Kometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. ⁂ Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Seegen dienen, in der Sprache der Bethschwester zu reden ⁂ Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungrischen Wein, seinem Stan-

de gemäß, im Keller haben soll. Sagen Sie ihm doch, daß er sich mit einem Antheile sehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Respondent, das Präsidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal sehen und küssen. Es sind freylich sechzehn Meilen, es ist auch schlechter Weg, es ist kalt; aber alles dieses wird mich nicht abhalten. Das menschliche Leben ist kurz, ich will reisen, Sie noch einmal sprechen, und Ihnen ganze Wochen lang sagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich stets gewesen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam!

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und ver-

verdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten soll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommener Heautontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin? weiter weis ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rührt. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn; dann würde ich lesen. Sagen Sie mir, Madam, ob

ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen: so ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschenen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde, er starb alt und lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz,

Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschließen läßt: so weis ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht wieder in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube und warte darauf, daß sie mich bitten sollen. Und wenn sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfodern. Merken Sie diese List nicht? = = Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfodern? Sagen Sies auf ihr Gewissen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen, als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinem Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie

sind

sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die grösste Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L*** haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um destomehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden Ihn schon andre

Leute und sein eigener Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beyden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H==g.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen. Ich habe mir so fest vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe schreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das schlimmste ist, so finde ich oft eine so große Wollust im Briefschreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beschrieben ist. Aber zum erstenmale will ich Sie nicht so sehr erschrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es ist Zeit genug, Sie mit langen Briefen zubestrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und

wenn

wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf diese Art noch vielmal würde satt schreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H==, es ist mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umständen zu haben. Ich wünsche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen selbst. Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind: so will ich Ihnen wider meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Secretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünsche ich auch,

daß

daß Sie noch bey mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge, so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute von Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S== vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzusetzen habe? Was macht denn der Herr Major G==? Sagen Sie ihm nebst tausend freundschaftlichen Grüssen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schwestern.

Ich begehe eine Freyheit, die sehr neu ist. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geschrieben, ohne sie zu kennen, ohne sie gesehen zu haben, und ohne ihre Namen zu wissen? Hören Sie mir unbeschwert zu, meine drey

unbe-

unbekannten Schönen, (wofernanders dieser Brief in Ihre Hände kommen sollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L** zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen siud, mich grüssen zu lassen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit besitzen, oder, den Lobschpruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach Ihren Namen hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war so boshaft und so eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob sie die Namen wissen oder nicht, fieng er „trotzig an; genug, es sind drey angenehme und „kluge Frauenzimmer, drey liebe Schwestern, die „den Geschmack und ihre verführerischen Schrif„ten lieben. Das ist alles, was ich ihnen sagen „kann. Sie wohnen in G**. Sehen sie, hier „steht es; aber mehr erfahren sie nicht, und „wenn sie auch vor Neugierigkeit alle Krankhei„ten auf einmal bekommen sollten.„ Dieses unbescheidne Compliment beleidigte mich um desto mehr, da mein Herz von dem Lobspruch, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war. Dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Mine, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte,

und

und fragte ihn ganz demüthig; ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Caffee haben, so will ich eine Pfeife Tabak bey Ihnen rauchen; doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Itzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie so gern um ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelsmesse vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen;

men; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßkatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bey denen er das Buch

zuerst

zuerst gesehen, sich bald scheckigt darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinne; er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Tabak in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hofte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn ausser dem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schna-

ckisch

ckisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größesten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G=fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solche merkwürdigen Histörchen mehr. Ich ꝛc.

Funfzehenter Brief.

An die Madam S***.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Frieſel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es

ihm

ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ichs für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leidlich, und verschiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehn sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porzellantisch umgestoßen, und gestern Nachmittags = = = darf ichs ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! = = gestern Nachmittags, denken Sie einmal an das Unglück! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis diese Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Abwesenheit zugetragen haben. Nur noch eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich insbesondre Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B = = = mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum sind Sie doch gereist? Was soll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L = = verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben.

Und gleichwohl ⁂ Ich dächte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie ⁂ Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn wenn ich nein sagte, so kämen Sie nicht so bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in ihrem Hause nur auf ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Madam!

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie saßen und schrieben, und ob Sie gleich beynahe sechzehn Meilen von mir sitzen mochten: so konnte ich durch Hülfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer war froher, als ich? Ich sah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald

fertig

fertig wären, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etliche mal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Tinte umfiel. Ich wollte in der Angst entweder nach dem Briefe, oder nach der Tinte greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Tinte bedeutete Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Posttage an Sie schreiben, und Ihnen sagen darf, wie hoch ich Sie schätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden sind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam!

Machen Sie sich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B = = = kommen wer-

werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden soll. Ich will zu Ihnen nach G===ziehn. Nach G===? warum denn das? Um den guten Geschmack befördern zu helfen, der in dieser Stadt unter dem Frauenzimmer herrscht. Sollte man nicht den Mädchen eben so wohl Collegia lesen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, so suchen Sie mir ein halb Dutzend hübsche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poesie, in dem Briefschreiben, in der Philosophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will so wenig ein Pedant, und so wenig ein junger Mensch seyn, als es die Beschaffenheit meiner Zuhörerinnen fodert. Ich will auf öffentliche Kosten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Lesen fehle. Ich sähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter fünfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen sich zur Heirath entschliessen: so wollte ich ihnen, zum Besten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel sie zu erhalten, sie zu versüßen, und so weiter, lesen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht

um Ihr Geschlecht durch diesen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorsage, das sie morgen nicht mehr wissen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läse um die Ehre, und wenn mir die Witzigste von meinen kleinen Freundinnen zuweilen eine Liebkosung machte: so würde ich mich für sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in ihrem Hause muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G = = = leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor!

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu geniessen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn

uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenke des Himmels zu schätzen und zu gebrauchen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunde erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns so reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthigt wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich

bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte, zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zu Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelaßen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die

Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber fünfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebste und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geschwiegen hätten: so würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie so sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kann; und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein

ich sah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es, so ist man unruhiger als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft das Schicksal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch schwerer zu behaupten, als zu erlangen ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Versuch zu wagen, und die schrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirst du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was sind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors schmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Prosa. In dieser verspreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freun-

de, durch Sie viel Ehre. Vielleicht ist Ihrem kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, sich durch die Poesie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnasse zeigen kann, den ich gern selbst erstiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen suchen soll! Lehren Sie ihn, so bald es seine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieser Verfassung zu mir kömmt: so werden wir schon gute Freunde seyn, und gern mit einander studiren. Der zweyte Theil der G = = ist schon an der Michaelsmesse herausgekommen. Ihre Frau Liebste hat also nicht Ursache auf meine Langsamkeit böse zu seyn; vielleicht aber auf meine Geschwindigkeit, wenn sie das Werk gelesen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenstes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn von A = =.

Ihr Geschenke ist mir sehr angenehm gewesen, doch die freundschaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, ist mir noch kostbarer,

als das Geschenke selbst. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern stehen sehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, dem ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünschen, daß ich sie verdienen mag. Ja, ie gewisser ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, destomehr wünsche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu seyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigstens eben so gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich sehe

Dereinst noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyspiel sich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des besten Vaters würdig seyn.

Ich bitte um Ihre Freundschaft, ob ich sie gleich schon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gern schreiben; denn warum schreiben Sie so schön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein

Schwester das ehrerbietigste Compliment zu machen. Wie viel Glück wünsche ich dem, der sie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Freund und Diener.

Ein und zwanzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Um mich wenigstens durch eine gute Absicht um den jungen Herrn von S.. verdient zu machen: so will ich einen Vorschlag zu seiner Erziehung thun. Er ist gar nicht sinnreich, er ist vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Besitzer seiner eignen Güter werden; so kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hause hat tausend Hindernisse. Ein Hofmeister kann unmöglich alles wissen; und wenn er auch viel weis, so hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müssen leicht und

angenehm lernen, lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müssen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hause ist nicht allmal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unsrem eignen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es so wohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sittten vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, ie eher, ie lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahr alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr

zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G** hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in Musik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewöhnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf** als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind itzt noch verschiedne sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achzehnten

Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch böse Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund aber auch sein Gebieter seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke zu leben, und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich Herr K** zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin ꝛc.

Zwey und Zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr! ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja ich bin so stolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c'est toujours ma maxime; Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime? Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieses Geständniß unangenehm seyn sollte; dazu aber sind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es ist also gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieses gesagt: so dürfte ich bald meinen Brief schließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal sage. Doch, ich kann noch nicht schließen. Ich muß erst fragen, wie Sie leben? Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigstens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben,

und

und ich würde Sie recht innständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinem Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Liebe Mama!

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben so gern schicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. Wo hast dus denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es = = soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es = = = Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geschwind laß dirs wieder geben, und schicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weis, weinte ich nicht alsdann selbst mit. Ich

bin

bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen? Das weis ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach Hause bringen? Vielleicht könnte ich sie alsdann bewegen, daß sie ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünscht, daß ich eine stille und hübsche Frau finden möchte; warum sollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein solches Mädchen habe? Ich sinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und sie heirathen kann: alsdann wollten wir unsre Mama zu uns nehmen; denn nicht wahr, es würde Ihnen besser bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und sehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle sehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falschheit, reden; und ehe ich dieses anhöre, so will ich die Angst, zu halben Tagen so unbeweglich, wie eine Bildsäule, zu sitzen, lieber noch einmal ausstehen, und mich von neuem malen lassen. Aber Mama, reden Sie nicht etwan in Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu sind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebster Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe, so bin ich doch sonst viel besser, als meine Brüder; und im dreyßigsten Jahre geht dieser kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmal, die Ehre gesucht, ihm selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perüken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Westen, nie weiter,

als bis an die Thüre des Vorsaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange ansah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsnen Menschen unbekannt war. Ich blieb also demüthig stehen, und sah zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich etwas herauszubringen; sie sahen mir aus, als wenn sie es selber nicht recht wüßten; aber den meisten sah ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein beßres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in den Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungestümen, die den Großen ihr Schicksal so sauer machen. Kurz, ich

gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene ⁄ ⁄ ⁄ Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht Recht, daß Sie sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich fing alsdann gewiß ein Brautgedicht.
Wovon? das weis ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe singen;
Von Ihrer List; von ihren Schlingen,
Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,
Die Blöden oft mit Witz begeistert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen spröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie sie Betschwestern oft in ihrem Singen störet,
Und morgen schon verbuhlt die Mütter seufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben untersagt;
So könnt ich von der Liebe singen,
Wie sie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern schleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alten
feucht,

Aus dem Bramarb bramarbasiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus süssen Herren raffiniret,
Dieß alles säng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, sonsten möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poesie, zu alt werden. Ich will meinen Brief schließen, ich möchte sonst mehr schreiben, als Sie zu lesen Lust hätten, und ich will Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mein fauler Freund!

Damit ich auf gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürften: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herrn Friderichin, damit er mir ihn zuschicket. Hier ist der Brief: Mein

Mein lieber Freund!

„Wundern Sie sich ja nicht, daß ich seit etlichen „Jahren noch keine Zeile an Sie geschrieben ha„be. Ich bin E==, das ist genug gesagt. Eben „so wenig müssen Sie sich wundern, daß ich Ih„nen Ihr Manuscript noch nicht geschickt habe. „Es ist wahr, Sie haben mich darum gebeten; „Herr G==r hat auch schon etlichemal deswegen „auf mich geschmählt, ich habe es auch fortschi„cken wollen; aber, wie ich sehe, liegt es noch „da. Je nun, wer kann sich helfen? Genug, „daß Sie Ihre Gedichte itzt erhalten, und zwar „in eben der Beschaffenheit, wie Sie mir sie auf „meinen Tisch gelegt haben. Sie irren nicht, „wenn Sie glauben, daß kaum die Hälfte davon „gut ist. Werfen Sie die angestrichenen weg, und „heben Sie die andern bis zu einer neuen Aufla„ge auf. Zum Unterstecken sind sie noch eher gut, „als ein neu Regiment davon aufzurichten. „Denn im Vertrauen gerebt, sie sind weder recht „gut, noch recht schlecht.

As heavy mules are neither horse nor ass, „könnte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht Ihr „bischen Englisch vergessen hätten. Hätten Sie „mirs doch von meinen Gedichten bewiesen, wer„den Sie denken, aber ich antworte mit dem „Cicero: Neque -- si quid est evidens, argu-

„men-

„mentari ſoleo: perſpicuitas enim argumenta-
„tione elevatur. Alſo brauche ich keine lange
„Kritiken zu machen, und zwar aus Liebe zur
„Deutlichkeit. Kurz, mein lieber Freund, keine
„Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen 2
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch
„das Urtheil ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen!
Und ſingt euch nun die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für den
„guten Knaſter bedanke ich mich, mein guter
„Freund. Ich habe mirs recht gut mit Ihrem
„Bruder ſchmecken laſſen. Ich weis nicht, es iſt
„alles ſo niedlich, ſo himmliſch, was von Leipzig
„kömmt. Immer fahren Sie fort, mir von Meſ-
„ſe zu Meſſe ſo was zum Weine zu ſchicken. Ich
„will auch heute Ihre Geſundheit bey Renken-
„dorfen trinken. Ich bin, ohne es Ihnen unter
„etlichen Jahren wieder zu ſchreiben, Ihr Freund
„und Diener E==

Dieß iſt die Antwort, die ich in Ihrem Na-
men an mich aufgeſetzt habe. Nehmen Sie ge-
ſchwind eine Feder und ſchreiben Sie, wo Sie es
gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und
ſchieben ſie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer
weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Madam!

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch, daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr überzeugt sind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu ist Ihr Geschmack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen wiederlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich ist, wenn sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie die Frage zehnmahl mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Mine in ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuthlich fra-

gen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebreiche Frage ist leicht beantwortet. Gewisse Krankheiten des Geistes sind eben so wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewisse Krankheiten des Körpers. Die Satyre ist in der Moral eben so nöthig und heilsam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunst. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen seyn, wenn man sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Gespräch schreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in soche Umstände verwickele, daß sie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine solche Art entdecken, daß man sie bald belacht, bald haßt: so sehe ich nicht, wie dieses die Menschenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verläumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater, sind nichts, als der Geiz, die Verläumdung, und Großsprecherey selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Comödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bey sich führen. Er spottet nicht, um zu spotten, sondern um zu lehren. Aber

Aber, werden Sie sagen, man denkt doch bey den Personen in der Comödie an Personen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen oder Verläumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Personen, an welchen ich diese Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefälligkeiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrössern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf seine guten Eigenschaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und seine Gemüthsart zu verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist?

Ich gebe zu, daß die Comödie diesen Fehler nach sich ziehen kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man lasse den Redner oder Poeten die bösen Neigungen, welche wir Laster und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben. Es soll ihm kein spöttisches Wort

entfahren. Er soll nur seine Laster recht nach dem Leben, und auf ihrer verächtlichsten Seite entwerfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem es uns mit dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Hasse gegen die Thoren beleben? Die Comödie ist also nicht daran Schuld, weil sie eine Comödie ist; eben so wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Eckel ist, der wider die Unordnung in diesem Zimmer in mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und der Eckel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für sich nichts strafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in diesem Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben, als nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst widersetzt. Und wenn die Comödie wider diese Art der Liebe zu streiten scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beymessen. Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er sie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abscheulich vorstellet, kann zur Lieblosigkeit gegen die Geizigen eben so wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieses, daß sie zur Eitelkeit verleiten? Daß sie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß sie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beydes weit kostbarer anwenden könnten? Darf ich bitten, so lassen Sie mich auf diese Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht sagen wollen, daß sie dem Frauenzimmer und den jungen Mannspersonen Gelegenheit giebt, sich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht sagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein solches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unsrer Sinne und unsrer Einbildung geht. Zu dem ersten können alle öffentliche Versammlungen, und so gar diejenigen, die der Andacht gewidmet sind, Anlaß geben. Der andern Gefahr sind wir bey allen Gesellschaften ausgesetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was ist also die Eitel-

keit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die listigen Verstellungen und Betrügereyen, die gränzenlosen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie diese Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachspiele sind mit einer strafbaren Liebe und mit närrischen Romanstreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunst nach, sondern man bringt die grobe Natur selbst auf das Theater. Man beleidiget unsern Verstand durch ungesittete Vorstellungen, und unser Herz durch böse Neigungen. Man wird ein Possenreißer, ein Unverschämter, um seinen elenden Witz sehen zu lassen, und auf Kosten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle solche Stücke und alle schlimme Stellen in guten Stücken, sind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anstoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß sie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann sie dafür, daß sie nicht Freunde und mächtige Beschützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuschauer wachen?

Allein die meisten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein; es wäre besser, daß sich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen schlössen. Viele sonst wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume stehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen sey, wenn die Poeten in ihren Lustspielen mehr an andre geschickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den sie in dem Herzen der Menschen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unschuldige Liebe ist das empfindlichste Vergnügen der Menschen. Und da uns die Natur mit diesem Affecte gar zu genau verbunden hat; da so viel Glück und Unglück aus dieser Begierde entsteht: so kann die Liebe nie zu sehr auf ihrer schönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausschweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige, zärtliche und närrische Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüstige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin stellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, ist, so sehr

man sich mit der Nachahmung der menschlichen Handlungen schützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und also auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen eckelhaft und ärgerlich ist, bleibt es auch auf der Schaubühne, und soll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutsamkeit gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung setzt: so sind wir ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; destomehr wird sie uns zu beyden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verläumderinn und Mißgünstigen, macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheil erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungereimt und widrig abschildert.

Ihr

Ihr letzterer Einwurf wider das Theater, scheint bloß die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu seyn glaubt, um sich bloß zu belustigen, kann allerdings nie zu sorgfältig mit seiner Zeit umgehen. Indessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie sagen, sind denn dieses eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieser Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müssen besondre Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäfften ausruhen müssen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schläfrig von statten geht. Wenn ich nun diese Erholung, dieses Vergnügen in der Comödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser Herz, unsre Sitten

und Lebensart können darinnen verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige, und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, obgleich auf unterschiedene Weise. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Gespräch zu Hause lesen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Comödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geschicklichkeit der Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Comödie verliehrt ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man liest doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit sei-

nem Nachdenken dabey müßig sey will. Ein guter Acteur ist bey dieser Krankheit der Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stuck mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, diese doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu lesen und zu hören; diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstuhle vergähnen, oder sein Geld auf dem Caffeehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die wenigsten so viel Klugheit besitzen, sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es ist, dem Volke in einer großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlangt, so gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft besucht, er bezahle nach seinem Stande den theuersten oder den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schließe alle Theater zu; dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele auf das Theater lassen. Er würde so gar in den guten Stü-

cken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beyde Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die einen bey dem Händeklatschen der andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern, müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr würde dieses den Poeten und den Acteur ermuntern: wenn jeder wüßte, daß er duch seine Mühe heunte ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine ansehnliche Besoldung und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die üblen Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte: so wäre ein guter Acteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich

schämen dürfen, eine solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, damit auch auf dieser Seite das Vergnügen der Zuschauer befördert würde. Diese Anstalten sind alle leicht auszuführen, wenn sie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterstützt werden.

Und wenn die Comödie eine solche Gestalt gewänne: so sehe ich nicht, was man für ein unschuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. ***

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Mama!

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von *** Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es

ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammen

men hängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogner Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr als ein halbes Hundert auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andre finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner war. Es ist ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht so gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amsterdam? Noch weniger. Also müssen Sie doch auf Ihrem

Tus-

Tusculan seyn? Ja freylich! Nun das ist mir sehr lieb. Habe ich können nach Niedersachsen reisen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reisen: so werde ich doch auch = = Erschrecken Sie nur nicht, wenn jemand fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht sagen. Ich bin Ihr ꝛc. ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Madam!

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madam, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'eſt point ailleurs ſi pur, l'onde ſi claire,
Le ſaphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout ſon appareil
Lever, luire, monter et tomber le ſoleil.

Diese vier Verse möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beyden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist. Seyd mir gesegnet, schattenreiche Bäume! Und du, grünende Hecke, die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe! in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mitfreudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumern, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch bekränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun!

Hier

Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäfftiget mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald = = = Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre

Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weissen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzückung zu Dir hin,
Freu mich, daß du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „ Das hat er ganz hübsch gegeben, fängt „ sie endlich an. Wer muß ihm doch das alles „ gesagt haben? = = Er hat es doch auch selbst „ gemacht? = = Ich habe freylich wohl eine „ Freude, wenn ich ihn loben höre = = Die Leu= „ te werdens doch aufrichtig meynen = = Ich hö= „ re, daß er zu weilen in seinen Schriften von „ der Liebe redt, und äußerlich thut er nun gar „ nicht, als ob er dem Frauenzimmer gut wä= „ re = = Je nun, man kann ja einander in al= „ len Ehren gut seyn. = = Er ist stets still und

„ ein=

„ eingezogen gewesen. „ = = Ja, Madam, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobet hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie noch bey uns seyn, Madam, so wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die sonst nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geschrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigster Brief.

Madam!

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende ist! nun darf ich wieder schreiben! Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansetzen dürfen, so barbarisch ist mein Medicus mit mir umgegangen: Mein Herr, sprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne sie,

und

und weis, daß sie gern sitzen und schreiben; allein ich sage es ihnen, Gift werden sie trinken, und keinen Brunnen, wenn sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen. „ Aber, sagte ich, darf ich denn nicht „ wenigstens drey oder vier Briefe von guten „ Freundinnen bey meiner Cur beantworten? „ Das wird mir doch nichts schaden?„ Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen sie nicht den Rukuk. Wollen sie denn die Diät besser wissen, als ein alter Practicus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer, denken darf. = = =

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnencur seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben

lauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachlässiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beyde manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madam!

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen

nicht

nicht alles sagen? Und vielleicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das Du lieber hörst,
Wohl eines, das Du mehr verehrst,
Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da du mich seinen Werth selbst durch Dein Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber weil Sie nicht gekommen sind: so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffe trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L = = der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran.

daran. Wenn er nun stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie und Doris und Aemilie mit der Schwedischen Gräfinn zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treue und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die

Zeit das bey ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen; so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß, und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie sich dadurch eins, das dem verlohrnen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit

Acten

Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine annehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um destomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität ꝛc. machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herumschlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Demungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein andrer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien

ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Grafen von L***.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Um mit erseufzten Complimenten,
Mit einer Bittschrift ihm zum drohn=ꝛc.
Nein, ohne Dedication,
Und ohn ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Euch ich das Glück allein,

Mich

Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Ant:chambern der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu sehen verlange; ich weis nicht, ob ers Ihnen auch seyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B***.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M==; und da ich den Ueberbringer des Briefs frage, ob die

Kutsche vor meinem Hause stünde, so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon gestern wieder nach M== gegangen. Wundern Sie sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich früh zur Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M== kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht anworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie mit zehn finstern Minen herausfahren, der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich schreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich

in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort herauszulocken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief von mir haben, darinnen noch weniger steht, als in dem jetzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigster Brief.

Im Ernste, liebster Herr Rittmeister, ist es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H*** kommen mögen? Sie würden meinem ganzen Hause eine unendliche Freude machen. Wir sind alle beysammen, und es geht ganz abscheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expressen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich ist, Sie bey uns zu sehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug sollen Sie kommen. Wir haben mehr denn

hun-

hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle; so will ich nach R** kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In diesem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Pastor und ein recht frommer Mann ist, und dort will ich Sie sprechen, und Sie einsegnen lassen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A** bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute gewesen sind. Hier erwarte ich Sie, und sage Ihnen einmal für allemal, daß Sie morgen früh mit mir nach H** reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müssen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen sechs Ka-

paunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark essen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R=, und bewillkommeten mich auf das solennste. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in R= nebst seiner Frau Liebste bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben. Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen bescherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn zu gönnen. Es ist ein grosses Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgan-

gen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müßen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde ich geworden seyn! Kann man nicht anders berühmt werden als wenn man der Liebe zum Leben entsagt: so will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewundrung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauren, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich, so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! zu unsrer

Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf den Vorposten, schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde; sie liest Ihre Briefe; sie schickt nach allen Zeitungen und zittert, indem sie liest; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dieß sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tausend andern Ihr Freund ꝛc.

Vierzigster Brief.

An eben denselben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten == Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Ew. Excellenz genennet habe. Indem ich den Brief anfangen will: so stelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, aussehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit großen Falten; und in den Minen, wo sonst Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrschten itzo das Alter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perüke, und sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe nach meiner Meynung vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht weis, was ich sagen soll: so fange ich in Gedanken an zu sagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken schreibe ich diese Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz lieb. Denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeschrieben, und Ihnen zugleich eine versteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch um einen Feldzug zu thun: so ist Ihr ganzer Reiz verlohren. Es

haben mich schon viele Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen; man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber ** höre ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich so ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller Ihrer Kaltsinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das versprochne Manuscript überschicken. Lassen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will sehen, ob Sie ins künftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es ist leider wahr, daß ich Sie noch liebe: allein wenn Sie mir nicht bald schreiben; so hoffe ich es vor Ostern noch so weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Versuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt sich fast in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beständi-

gen Anfrage los werde: so habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit gestorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: so dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern schreiben, nur an ihn schreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen lassen, und noch einige Zeit seyn ꝛc.

Ein und vierzigster Brief.

Eines
Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: so will ich Ihnen etwas entdecken, was man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede seit acht Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen Willens bin.

Ich

Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch so gar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht: allein wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauren, daß ich keine andern Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied verlassen, und andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten wiederrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll; Ihre Freundinn oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr ꝛc.

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weis für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigster Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schwester!

Ich suche Sie durch diesen Brief von meiner Hochachtung und Freundschaft zu überführen, und der Beweis wird mir sehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu sehen und zu sprechen, beynahe die einzige Ursache von meiner Reise nach B * * * gewesen ist. In Wahrheit, liebe Jungfer Schwester, so sehr ich Ihren Versprochnen und meine übrigen Freude, die um ihn sind, liebe: so würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reise von vierzig Meilen entschlossen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereist, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder so weit reisen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt spricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja sagen kann. Aber stellen Sie sich auch vor, wie sehr ich erschrocken bin, da ich sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B * * entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten. Bedauern Sie mich immer ein wenig, ich ver-

diene es; und wenn auch das zu viel gefordert ist: so belohnen Sie mich wenigstens dadurch für meine Reise, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich sie in der Absicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeigen, mir Ihre Freundschaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünschen, das nur ein Bruder seiner Schwester gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schwester, ich bin recht stolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn. Ein Frauenzimmer, das G..r zu seiner Frau wählt, muß außerordentlich gute Eigenschaften haben. Vergeben Sie mir diesen Lobspruch, er geht mir von Herzen, und ich sehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend schuldig bin. Leben Sie wohl, liebste Jungfer Schwester. Ich weis es gewiß; Sie sind Zeitlebens glücklich, mit Ihrem G..r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigster Brief.

Meine liebe Mademoisell!

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich kennt, und aus etlichen kleinen Beschreibungen, die ihm

Herr L** von Ihnen gemacht, hat sich in Sie verliebt. Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Freundinn; der Mensch sieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, dessen Bild und dessen Poesie Sie so wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieser Mine gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beschwerliche Sache halten. Ich will Sie also recht aufrichtig gewarnet haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie sich vor meinem Freunde. Er wird nach G** kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntschaft Ihrer Frau Schwester verschaffen werden. Durch diese will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er sich unvermerkt in Ihre Liebe einschleichen. Wenn alsv ein Mensch mit einer halbfinstern Mine, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn sich so ein Mensch vor Ihnen sehen läßt: so zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund ist, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmaale geben. Er redt wenig in großen Gesellschaften, und bemerkt lieber den Witz der andern, als daß er seinen eignen in Ansehen bringen sollte. Er sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und

er

er gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist. Nunmehr werden Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tausend Mittel, unsre Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahren her. Er ist ein Poet; er ist eben so beständig, als er zärtlich ist; er redt von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er schont oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobspruch. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte. Ich verdiene diese Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigster Brief.

Mademoisell!

Ihr unbekannter Liebhaber soll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es selbst nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen gestehen,

daß

daß ich ihm eben so sehr von dieser Reise abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so gern ich sonst mein Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich mein Freund, aber Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein vergnügen sollte. In Wahrheit, Mademoisell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile = = gelegen ist, aber das verschlägt mich nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, destomehr muß er sich den seinig n geben. Ja, mein lieber K = =, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Classe saßen, daß ich ein so fruchtbarer Scribent werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, gestehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos simplices und compositas, adversativas, concessivas, etc. in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr

als eine aphthonianische Chrie in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das itzund wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beyde bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich itzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht der ersten Jahre Morgen:
O so geht es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann!

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebst der Beylage, und wenn Sie sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen, warum bitten sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben

Sie

Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigster Brief.

An den Herrn von C***.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Versprechen, an mich zu schreiben, erfüllen? Aber Sie sehen doch wohl, daß Sie falsch gedacht haben? Ja ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufschub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist es nichts gewisser, als daß ich Sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn; aber deswegen fällt mein Recht nich weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael

verlohren habe, da ich Sie nicht mehr sehe, Sie nicht mehr durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E. ? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey. Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könnten. Habe ich ein kleines Vergnügen gehabt: so rührt es mich schon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich ihre freudige Mine darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin, so werde ichs schon mehr weil ichs Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch darzu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süssen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselben schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs, daß ich Ihnen darinne zuvor gekommen bin! Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem

Sie mir ein anders entzogen haben. Ich sehe schon, wie weh es Ihnen thun wird sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl.

Acht und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieses doppelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hinderniße von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute soll mich nichts stören; ich will mir Ihnen reden, und Ihre Freundschaft genießen, ohne zu untersuchen, ob ich sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weis mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffnen Männern so betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem

zu dem andern gehe, bey jedem verschiedne Gaben und Verdienste, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieser Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, aller dieser Freunde werth zu seyn!

Dieses Geständniß soll die Stelle der Danksagung vertreten, die ich Ihnen für ihre mir freywillig geschenkte Freundschaft schuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; so will ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von Ihren Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzählen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben, und Sie scheinen sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie mich und viele andre im Erzählen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine

sorgfältige Uebung und Ausbesserung verstatteten, und wenn Sie einige kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könnte. = = = Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe sie nicht; aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte. = = Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß sie keinen bessern

Mann, als Dich hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit ansehen, sie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G=r, Du must besser seyn, als ich; weit besser, weil die Liebe so sehr für Dich sorgt, und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen, und künftig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heranwachsen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstre Mine .. aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht so gar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdiente. Ich habe doch mit alledem, wie mir verständige Leute sagen, ein paar hübsche blaue Augen und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten,

wie sehr ich sie allzeit gelobt habe und noch lobe, ich wette, daß sie mir gewogner seyn sollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kannst Du allen Leuten sagen; vielleicht hören sie diese drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Mademoisell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie seit meiner Abreise vier Briefe an mich geschrieben haben, und daß alle diese Briefe verloren gegangen sind? Sie sagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringsten Zweifel zu setzen: so will ich mich für die verlornen Briefe eben so nachdrücklich bedanken, als ob ich sie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Postbedienten von hier bis

B=== alles Unglück wünschen darf. Es ist billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Ursache sind, daß ich seit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe lesen können. Aber, liebste Freundinn, bey wem soll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltne Zuschrift von Ihnen nicht so zärtlich ist, als ich wünsche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche suche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Messe, schicken. So lange soll ich noch warten? So lange noch? Und warum soll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der ersten Post zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie sich ja nicht über meine ungestüme Anfoderung. Untersuchen Sie vielmehr bey dieser Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fodere: so wird es ein Beweis seyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder sehen würden. Was soll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir dieses Vergnügen alle Minuten wünsche? Meine Absichten dürften mich wohl diesen

Som=

Sommer noch in G** zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niedersachsen nicht verlassen werde, ohne die angenehmste Person noch einmal zu sehen, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntschaft stets als den größten Vortheil meiner bisherigen Reisen ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn ꝛc.

Ein und funfzigster Brief.

An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekannte, in dessen Namen mir Herr R** eine so ansehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht gestehen: allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken?

Läugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemanden anderes schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht sowohl durch sich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte. Eben itzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen die freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eignen Gesundheit, sein Leben zum neuen Jahre, und bin ꝛc.

Zwey und funfzigster Brief.

An eben denselben.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L=., verlohren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte;

te; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund, der erste und nächste zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B**, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes und der Seele des Verstorbnen schenke! Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe . . ? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommnen fühlen; welche göttliche Wollust! Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit, preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. . . Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und ver-

liert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen seiner Erlösung. Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen. ::

Nehmen Sie, mein lieber B::, diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L::, wenn es bey Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden.

Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr.

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näheres Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freundschaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs ent-

zieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzten. Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Also sind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke beſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige. Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. **Wer iſt glücklicher als ich?** fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt? Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufopfern, ohne ſie erſt anzuhören;

ja,

ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte ihren ersten Umarmungen zugesehen haben! Doch Sie haben mir ja diesen zärtlichen Auftritt so beschrieben, daß ich ihn gesehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieses lesen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tausend Küssen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel ist zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen sollte, die größte Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach so langen Wünschen glücklich zu sehen. Wie wird er mir in den Armen seiner Braut danken, daß ich der erste gewesen bin, der sie ihn hat kennen lehren! Also ist durch meine Freundschaft die zärtlichste, und endlich auch die glücklichste Liebe entstanden? Stolzer Gedanke! Ich küsse Ihnen die Hand, liebste Braut, und bin in acht Tagen selbst bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweisen, daß ich vor tausend andern bin ꝛc.

Fünf und funfzigster Brief.

An die Frau von P==.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl versichert hat, daß Sie es gern sehen würden, wenn ich in Versen an Sie schriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern sehen: so kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetisch an Sie zu schreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poesie wären, aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Itzt weis ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdienen, als Sie selbst machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, und nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler fast nicht eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von

etwas

etwas wichtigerm reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß. Und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sies nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daßer Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir itzt gewogner ist, als jemand, bloß weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine beßre Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt, ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schließen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, menn man an Sie schreibt? sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern

stern alle Ihre Schriften hervor gesucht, und las so gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küssen könnte? Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nichts schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssen nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, uud Sie sollen der erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem andern dazu zu verhelfen? Machen Sie sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. Ach, will ich sprechen, noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon.. Sehen Sie, so küßt Ihr Damon..., doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so.. Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer schlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben

Sieben und funfzigster Brief.

Madam!

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern soll. In der That ist Ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß sie sie eben so wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen; was würde daraus entstehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter diesen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche seyn. Nein, Madam, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle klug wären. Entweder die Männer würden sie nicht haben wollen, weil sie den Fehler hätten, klüger, als sie, zu seyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden sie nicht haben wollen, weil sie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht ein kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das

läßt

läßt sich ganz wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beschwerlichkeiten, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen; lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Witz aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl Schönen in iedem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianchen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tanten ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit, und der Wohlanständigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich auch noch so lange herumsänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigster Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug gewesen war, mich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beydes mein Mitleiden hätte erwecken sollen. Was ist denn nun, ob mich dieser unbekannte Mann kennet und liest, oder nicht? Und was ist denn nun mit des andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selbst kam. Er will dir ungefähr sagen, daß du kein vortreflicher Autor wärest. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet, soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter

für zwo Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, Sie müssen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?

Neun und funfzigster Brief.

Madam,

Sie haben an mich geschrieben, und ich bin über diese Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich sie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu lassen, ohne an eine Person zu schreiben, die man hoch schätzt, das ist ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu entschuldigen. Sie haben mir in Ihren Briefen nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschmerzt. Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben habe: so denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geschrieben, und

Sie

Sie vielleicht alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau Commißionräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn diesen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorgfältiger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in allen den vielen Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht innständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter sein kostbarstes Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus grosser Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibetisch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich Sie bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube ein ganzes Vierteljahr. Eine solche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küsse ich Ihnen nach zehn

Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigster Brief.

Liebster Freund,

Also bin ich Ihr Beförderer und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebirge, und nehmen Sie Ihr Amt, als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fodern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und sechzigster Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht so wohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen hätte, wenn

wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der größten Theils mit meinem Lobe angefüllet ist. Doch, was soll ichs läugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemand lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger gutes geschrieben haben. Die beyden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles hersetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen; aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum sollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen geht, und daß mich schon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und sechzigster Brief.

Mademoisell!

Ich wills Ihnen recht aufrichtig gestehen, warum ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich bin = = was dächten Sie wohl? Krank gewesen? Nein. Verreist gewesen? Auch nicht. Mit Geschäfften überhäuft gewesen? Noch weniger. Ich sehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur = = Nicht wahr, nun wissen Sies? Ja, meine liebe Mademoisell, Sie haben Recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andre seit vielen Monathen unbeantwortet gelassen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: so verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen sollen. Die Ursache, die mich darzu verleitet hat, ist ja so menschlich, als eine seyn kann. Ja Mademoisell, wenn Sie nur das liebe Mädchen sehen sollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unschuldige und zugleich witzige Mine = = Doch ich darf nicht weiter an sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben.

ben. Wie sie heißt, wollen Sie wissen? Das ist beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, außer daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.

Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebste Freundinn!

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich schlössen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allen. Zum Exempel, ich habe keinen von seinen Feh-

lern; ich lasse mich weit besser lenken, als er; ich mache keine Svötttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und bloß das, was ich in meinen jüngern Jahren ersparet habe, beläuft sich sehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit nicht das Geringste aufweisen können. Hundertmal habe ich zu ihm gesagt: Liebster Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann ist dieses Geld gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig. Freylich wird ers läugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede setzen; denn wer gesteht gern seine Fehler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliste hieß? — Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böse auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner Schwester noch bis diese Stunde eine heimliche und verbotene Correspondenz führt. Sie ist freylich schon funfzig Jahre; allein wozu ist das viele Schreiben nütze? In der That ists wahr, er schreibt sehr schön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verse, als ich; er kann sehr tiefsinnig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen, bey

aller

aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so munter, so artig, so gefällig, so gesellschaftlich, wie ich. Es sagte nur letztens noch eine Französinn zu mir, daß ich unter allen deutschen Gelehrten, die sie gesehen hätte, die meiste Vivacité (es ist ihr eignes Wort) besäße, und am wenigsten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meisten Leuten aus der Studierstube hier an, daß sie in Gesellschaften stumm sind; ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgesagt haben, und mit vieler Wahrscheinlichkeit noch immer nachsagen, ich bin so wenig zu diesem Fehler geneigt, daß ich so gar in der Gesellschaft der Schönen unsrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viele Beredtsamkeit. == Ob ich so schön aussehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht gesagt haben. Indessen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen lassen, und alle Welt gesteht, daß mein Gesicht im Bilde recht angenehm aussieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der ersten B *** Messe zu überschicken, damit Sie wenigstens die Bildung Ihres Verehrers und besten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr be-

gehen darf, mich selber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntschaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reise nach Obersachsen zu bewegen. Im Vorbeygehen gesagt, meine liebste Freundinn, es sollte Ihnen bey uns so wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreise vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit guten Gewissen schließen, wenn ich Ihnen nicht noch sagen wollte, daß das beygelegte Präsent von mir herrühre. Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten sollten. Nein. Ich sagte zu meines Bruders Frau unlängst: Frau Schwester, ich möchte unsrer Freundinn in B*** gern ein klein Präsent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald sagen, fieng sie an. Bitten sie die Madam St***, daß sie ihnen ein Taufmützgen oder Häubchen, (ich weiß selbst nicht, wie es heißt,) macht, und schicken sie es Louisen; vielleicht braucht sie es bald. Ihr Mann ist viel zu unbedachtsam, als daß er an solche Sachen denken sollte. Dieses waren ihre Worte. Kurz, was man mir sagt, das thue ich. Ich schicke Ihnen also dieses Zeichen meiner Vorsorg, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung seyn soll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und sechzigster Brief.

An den Herrn von S***.

Mein lieber kleiner S***

Ich weiß Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hoch schätze, dieses habe ich Ihnen nun schon zehn Jahre nach einander geschrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn Sie mir die Wache wollten setzen lassen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S***, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu

danken weis, als daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will Ihnen also auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebirge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht, und also mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu schreiben. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß ich auf meiner ganzen Reise recht erbärmlich krank gewesen bin; denn ihr Mitleiden ist mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen soll.

Sie muntern mich im Namen der fränkischen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. heraus zu geben; aber sagen Sie diesen witzigen Kindern nur getrost, daß so leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unschuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgelesen, wenigstens schon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir diese Grausamkeit schuldig. Unfruchtbar seyn ist immer noch besser, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beschweren. Sie wissen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten schenken muß, als

denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern, bekannt gemacht haben; und wer gut schreiben will, kann nicht immer, und soll auch nicht viel schreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie uur bey diesen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie selbst schreiben könnten, wenn Sie wollten; so werden diese Frauenzimmer die Fortsetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie sind nicht allein für die Schönen in Darmstadt gemacht; nein, es warten in L = = und wenigstens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und besonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs und sechzigster Brief.

Gnädige Frau!

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich sie mir selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein

acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern mir zugleich so viel Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigner Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben: so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müssen, als ich B = = nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küssen. Dieß Gesetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten seyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Also habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiset. Der böse Kutscher! Mit ihm soll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu sagen, als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und sechzigster Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich ihm eine versprochen hätte; und wenn es auch geschehen wäre, so will ich mich nicht besinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie recht, er ist ein bischen tückisch; so eine ehrliche Mine als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Briefwechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung so viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: so wüßte ich nicht, warum

wir nicht zeitlebens an einander schreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns schreiben; und wenn es den schlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut seyn, und er soll unsre Briefe bestellen, und unsre Freundschaft immer wachsen sehen müssen, damit er nicht ohne Ursache böse ist. Ich kann ihn fast gar nicht mehr leiden, und ich habe große Lust, ihn zu hassen, wenn Sie meynen, daß man sich an ihm eben nicht sehr versündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch so artig und fromm seyn wollen, als Sie als Jüngling sind. Unser boshafter Freund kömmt; ich will ihm den Brief dreist vorlesen, er kann mir doch kein finstrer Gesicht machen, als er schon mitbringt. Da sieht er kaum, daß ich recht sehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und Sechzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte

zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondere Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder verbessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und sechzigster Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme!

Ich habe Ihr doppeltes Geschenk erhalten. Es herrscht in Ihrer Art, zu sticken, eben der gute Geschmack, der in Ihren Briefen und Gesprächen herrscht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen diesen Lobspruch länger verschweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geschicklichkeit beschenkt; und was ist billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beschenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen schicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt, so soll Sie der erste unmittelbar wieder bessern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch sagen, daß ich mir diese Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman selber ein Catechismus wäre; Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Mensch kritisiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir sind nahe Freunde und = = ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schwester hundert mal von mir.

Sieben-

Siebenzigster Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam!

Ehe wir noch mit einander reden, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht sehen, und wenn ers auch nach seiner Scharfsichtigkeit sähe: so kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr sagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundschaftlichen Seele eben dieses erwarte. Ach wenn doch der May schon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander lesen, mit einander scherzen, und spazieren gehen, und uns freuen, daß wir leben und gute Freunde sind; da wollen wir uns ins Grüne setzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo soll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu studiren hat. Er kann aber auch zu Hause bleiben, und unterdessen etwas poetisches oder prosaisches arbeiten, damit er uns bey unsrer Zurückkunft

etwas vorlesen, und sich unsern Beyfall verdienen kann. Wer gesund ist, der muß arbeiten, und wer so viel Geist hat, wie ihr Mann, der muß für zwo Personen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müssen sich für drey Personen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Gesellschaft trinken soll; und wenns der Doctor nicht gewesen ist, so ists mein eignes Herz gewesen, und beyden folge ich gern. Sie können unmaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern lassen. Gemästete Kälber sollen auch ganz gesund seyn. Noch eins, liebe Madam, wo soll ich schlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuse sind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als diese geschwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganzen hübschen Vorrath von schlechten Gedichten mit, mit denen ich die Gespenster auf zehn Meilen Wegs fortlesen will. Es haben sich schon verschiedene gute Freunde zu meinen Reisegefährten angeboten; es ist mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht sagen, warum? aber ich fühle es, daß wir sie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden,

wenn viele Leute unsre Vertraulichkeit mit ansähen.

Nun, das wird recht hübsch seyn! Aber meine liebe Freundinn, es sind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur so viel Tage wären! nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn ihr Mann Umstände machen will. Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, daß ich seine Schriften so gern, als Mosheims Werke, läse, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr recht sehr guter Freund

---

Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selst schuldig sind. Ich lade Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Na-

men der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe, und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entdecken,
Lachst du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verschönerten Natur;
Schmückst Freunden, die dich zu geniessen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andren Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüßige Mine! Das ist die Mine der Unterthanen, denen der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Mine eines Geselligen, denn seine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studiren, dabey wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andere wissen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem Weisheitsvollen Stolze studiren sollten. Im Vertrauen geredt, diese ganze Stelle von dem, O was machen Sie = = an, hat mir meine Frau eingeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine

Frau

Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötterey vorsagte, eine Mine gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L.. fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen, und sich ja in Acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L.. zurück kehrten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre. Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn: kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer leset. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittag in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir

wollen

wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R**z** läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge eine große Veränderung in seinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren
Die Liebe tausendmal verschworen,
Verseufzt itzt seinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn suchen aufzuwecken;
Flieht einsam in die finstern Hecken.
O May! wo ist sein Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Diese hat durch Hülfe des Lenzes das ganze System seines hagelstolzischen Herzens über den Haufen geworfen. Es ist sein Ernst, daß er sie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; Sie vielleicht auch nicht. Unterdessen ist sie noch zu sehr Wittwe, als daß sie ihn unter acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen sie uns was zu lesen, ein offnes Gesicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewächse zuhören sollte. Allein verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienste und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuen anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im

Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sagen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich überhaupt nichts von meinen Fehlern: denn wenn ich auch welche hätte; so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im bösen; denn sie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solche Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen, sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Christianchen, an, oder, wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können; so setzen Sie wenigstens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Christianchen! Unter die-

sen

sen Bedingungen sollen mir Ihre Briefe allezeit lieb seyn.

Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr==.

Von Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K==, und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht so weich schlafen, und weniger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthinn ist die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Gesicht ist so heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch die Misgunst der Schönen, und die größte Hochachtung unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meinen Tag hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte. Machen Sie sich also immer

zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust, zu schwatzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem Fenster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich nun, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, und ganz berauscht von dem Geiste des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle seyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag wollen oder nicht.

Unter dieser Beschäfftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weis, daß sie mir nicht antworten. Indessen erzählt

zählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich, daß ich kein Liebhaber von Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Mine, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz, und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheit finde als in der Stadt? Doch warum sollten Sie sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerinn, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angesehensten Commentatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammen halten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner

gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non?
sine modo;
Mori me malim: sentiet, qui vir siem,
Haec verba me hercule vna falsa lacrumula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: et te vltro accusabis, et ei dabis
Vltro supplicium.

So? höre ich sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit, Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, eine kleine falsche Thräne! ich sehe das Mädchen, itzt reibt sie sich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß.

muß. Und itzt lösche diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und schmählte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und so gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewesen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich ungefehr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf ihrem Landgute zu Vergnügen. Ich rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geschlechtes. Wenn es bald Mittag ist, so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt — wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße

und im Fluge, herbey geschossen. Ich füttere also Hüner, Truthüner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nation. Der Tauben ist beynahe ein unzählbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch künftige Nachwelt aus, und wird von ihren Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er sanft und liebreich, dann redet er ernsthafter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: so gebietet er mit einem täuberischen Tone, und drehet sich zehnmal in dem Kreis herum, als wollte er sie nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Freyheit lassen, sich unbemerkt von ihm aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müssen.

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte speisen sehe.

Wenn

Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft: so sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe sitzt das Mannsvolk, und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beyden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Huthe, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit ihrem Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane ent-

weder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergessen konnten

Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter diesen jungen Leuten sitzt zu oberst an der Tafel ein schon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe ist, und doch den Tag über die sauerste Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er seinen Platz eingenommen hat, und so bald er aufsteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Personen nach. Wenn sie Fleisch haben, welches die Woche drey oder viermal geschieht, so ißt er nur die Hälfte von seiner Portion, und die andre Hälfte trägt er seiner neunzigjährigen Mutter nach Hause. Und eben um diese zu erhalten, ist er Nachtwächter; denn er bekömmt für jede Nacht einen Groschen. Ein schreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für einen Groschen wachen, sondern auch beständig beten und singen, damit man weis, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Psalmen und das ganze Gesangbuch auswendig. Und in so weit dieses zu seinem Dienste nöthig ist: so glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen

Nacht-

Nachtwächter für diesen adlichen Hof finden kann. So wenig er schläft, so viel er arbeitet; so ist er doch gesund, zufrieden, und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich so lange bey der Beschreibung dieses Mannes aufgehalten habe. Denn sind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher große Mann, der sich in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Gesinde gegessen hat, so gehet unsre Tafel an, und obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen lassen, so sitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich allein. Da lese ich noch eine Stunde, und so geht der Tag vorbey. Was das meiste ist, so bin ich die ganzen acht Tage gesund gewesen. Das ist viel Glück.

Mich deucht, Sie wissen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angeht. Diese ist sehr tyrannisch.

Ich

Ich gehe am vergangenen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärt, was säen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlummerte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer schlechten Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße sehr geschwind auf, und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und sah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Mine. Nun wußte ich was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwe-

wecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen, so will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Staatl. Bibliothek Passau

Biblioteca Nacional

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Sammlung der sämmtlichen Schriften

Bd.: 4

Wien 1765

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 121-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341676-2
VD18 8046825X-001